

NZZ am Sonntag

Tagebuch

Hanna
Johansen blickt
auf ihr Leben
6

Peter Petrej

Der Antiquar
über die Liebe
zum alten Buch
12

Geschwister

Eine komplexe,
unauflösbare
Beziehung
16

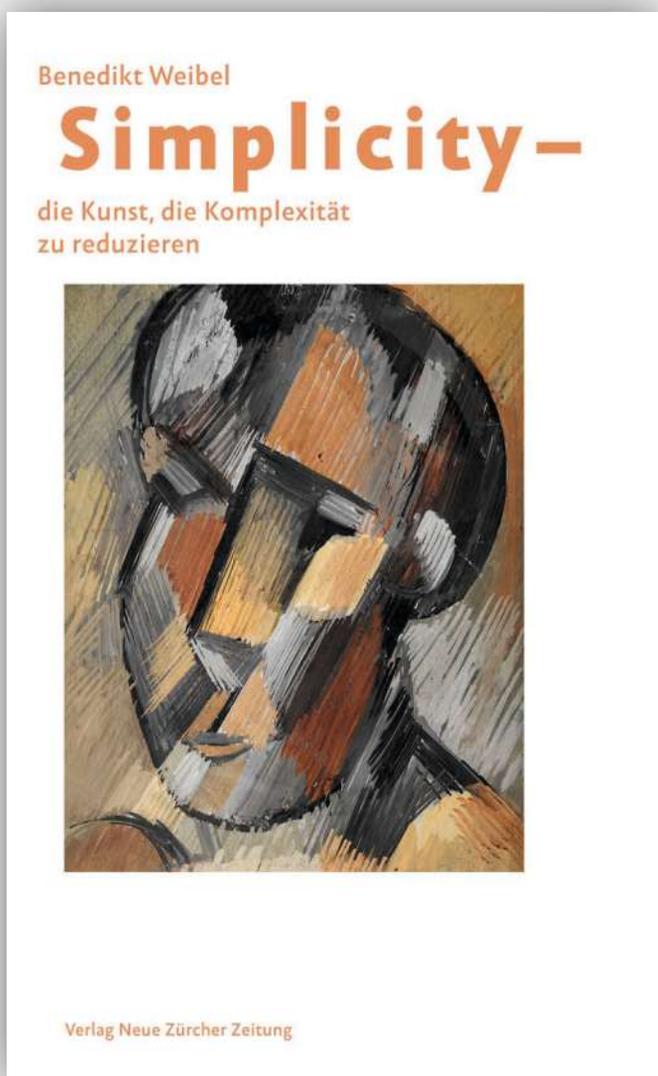
Heinrich Heine

Europäischer
Dichter und
Intellektueller
25

Bücher am Sonntag



Simplicity – Die Kunst, die Komplexität zu reduzieren



Die Welt ist komplex. Das Wichtige vom Unwichtigen unterscheiden zu können ist überlebenswichtig.

Seit über 2000 Jahren setzen sich Philosophen, Mathematiker, Mediziner, Psychologen, Ökonomen und Managementlehrer, Architekten, Maler und Schriftsteller mit dem Phänomen der Einfachheit auseinander. Benedikt Weibel fasst alle diese Ansätze zusammen: nicht in einer trockenen Abhandlung, sondern anhand vieler amüsanter und lehrreicher Geschichten. Sie sind Grundlage für den praktischen Teil mit Anregungen zur Reduktion der Komplexität und der Fokussierung auf das Wesentliche – auch im alltäglichen Leben.

Benedikt Weibel

Simplicity

Die Kunst, die Komplexität zu reduzieren
2014. 176 S., gebunden mit Schutzumschlag
Format 12.5 × 20.5 cm, Fr. 34.–* / € 30.–

Nzz Libro auf



#BenediktWeibel #Simplicity

NZZ Libro

nzz-libro.ch

«Jede menschliche Tätigkeit, sei es etwas so Einfaches wie das Tippen einer Morsetaste oder etwas so Komplexes wie eine Ehe, hat ein eindeutiges und unverwechselbares Muster.»

Malcolm Gladwell

Lasst uns unsere Geheimnisse!



Hanna Johansen
(Seite 6).
Illustration von
André Carrilho

Dass Prominente sich stets vorbildlich verhalten müssen - diese derzeit verstärkt erhobene Forderung wird im Roman «Der Circle» von Dave Eggers packend thematisiert (Seite 8). Die junge amerikanische Angestellte Mae Holland macht sich total «transparent», indem sie eine Minikamera um den Hals trägt, die ihren Freundinnen, Bekannten und potenziell der ganzen Welt zeigt, wo immer sie sich aufhält, was sie tut, mit wem sie spricht. Die totale Transparenz, so die Ideologie des globalen Social-Media-Konzerns «Circle», verhindere kriminelles oder abwegiges Verhalten, mache aus uns bessere Menschen. Denn ein guter Mensch habe keine Geheimnisse. Eggers brillanter Bestseller über den drohenden Digital-Kommunismus wird bereits als Orwellsches «1984» des IT-Zeitalters gefeiert.

Das Internet dringt auch in die Welt des Antiquars Peter Petrej ein, eines leidenschaftlichen Sammlers alter und seltener Bücher (S. 12). In seinem «Schrebergarten der Erinnerung» finden sich ebenso wunderbare wie wunderliche Schmöcker. Warum sich für diese Raritäten nur Männer über fünfzig, jedoch kaum Frauen interessieren: Diese Frage kann aber selbst Petrej nicht beantworten.

Fragen wirft auch das anregende Werk über Geschwisterbeziehungen von Susann Sitzler auf (S. 16). Nun, wie so oft sind Fragen interessanter als Antworten. Darin liegt wohl das Geheimnis vieler fesselnder Bücher. Ein Geheimnis, das wir uns nie nehmen lassen wollen! *Urs Rauber*

Belletristik

- 4 Blaise Cendrars: Moravagine**
Blaise Cendrars: Ich tötete – ich blutete
Von Martin Zingg
- 6 Hanna Johansen: Der Herbst, in dem ich Klavier spielen lernte**
Von Charles Linsmayer
- 7 Vanessa F. Fogel: Hertzmann's Coffee**
Von Klara Obermüller
- 8 Dave Eggers: Der Circle**
Joshua Cohen: Vier neue Nachrichten. Four new messages
Von Simone von Büren
- 9 Roland Buti: Das Flirren am Horizont**
Von Sandra Leis
Peter Bialobrzeski: Nail Houses
Von Gerhard Mack
- 10 Michael Köhlmeier: Zwei Herren am Strand**
Von Jürg Scheuzger
- 11 Samar Yazbek: Die Fremde im Spiegel**
Von Susanne Schanda

Kurzkritiken Belletristik

- 11 Bodo Kirchoff: Verlangen und Melancholie**
Von Manfred Papst
Simone Lappert: Wurf Schatten
Von Regula Freuler
NoViolet Bulawayo: Wir brauchen neue Namen
Von Regula Freuler
Matthias Nawrat: Unternehmer
Von Manfred Papst

Porträt

- 12 «Ich bin Antiquar, weil das Geschäft so anarchisch ist»**
Claudia Mäder besuchte den Zürcher Antiquar Peter Petrej in seinem Reich an der Sonneggstrasse



Dave Eggers: Horrorszenario der neuen IT-Welt (S. 8).

Kolumne

- 15 Charles Lewinsky**
Das Zitat von Vladimir Nabokov

Kurzkritiken Sachbuch

- 15 Verena Parzer Epp, Claudia Wirz: Wegbereiterinnen der modernen Schweiz**
Von Geneviève Lüscher
Gabrielle Alioth: Ausgewandert
Von Kathrin Meier-Rust
Hans Wehrli: Zeugnis eines liberalen Zürcher Querdenkers
Von Urs Rauber
Redbook: Einig – aber nicht einheitlich. 125 Jahre SPS
Von Urs Rauber

Sachbuch

- 16 Susann Sitzler: Geschwister**
Von Kathrin Meier-Rust
- 17 Franz Meussdoerffer, Martin Zarnkow: Das Bier**
Von Berthold Merkle
- 18 Norbert F. Pötzl: Mission Freiheit – Wolfgang Vogel**
Von Gerd Kolbe

Rudolf H. Strahm: Die Akademisierungsfalle
Von Michael Furger

19 Mariana Mazzucato: Das Kapital des Staates
Von Beat Kappeler

20 Philipp Blom: Die zerrissenen Jahre 1918–1938
Von Katja Gentinetta

21 Joëlle Kuntz: Die Schweiz oder die Kunst der Abhängigkeit
Von Urs Rauber

22 Karin Sturm: Michael Schumacher
Von Wolfgang Bortlik
Marc Walter, Sabine Arqué: An American Odyssey
Von Geneviève Lüscher

23 Volker Reinhardt: De Sade oder die Vermessung des Bösen
Von Alexis Schwarzenbach
Ruedi Widmer: Lalenherrschaft
Von Lukas Meyer

24 Charles-Augustin Sainte-Beuve: Menschen des XVIII. Jahrhunderts
Von Janika Gelinek
John Alec Baker: Der Wanderfalke
Von Kirsten Voigt

25 Rolf Hosfeld: Heinrich Heine
Von Manfred Koch

26 Peter Nadig: Hatschepsut
Von Geneviève Lüscher
Das amerikanische Buch
Ted Steinberg: Gotham Unbound. The Ecological History of Greater New York
Von Andreas Mink

Agenda

- 27 Daniel Traub: North Philadelphia**
Von Manfred Papst
Bestseller August 2014
Belletristik und Sachbuch
Agenda September 2014
Veranstaltungshinweise

Roman Der grosse Westschweizer Erzähler Blaise Cendrars (1887–1961) wird mit zwei bemerkenswerten Neueditionen in Erinnerung gerufen

Von der Fremdenlegion in die Ehrenlegion

Blaise Cendrars: Moravagine.

Roman. Aus dem Französischen von L. Radermacher. Revidiert, mit Dossier und Nachwort von Stefan Zweifel. Die Andere Bibliothek, Berlin 2014. 429 Seiten, Fr. 52.-.

Blaise Cendrars: Ich tötete – ich blutete.

Erzählungen aus dem Grossen Krieg. Hrsg., aus dem Französischen übersetzt und kommentiert von Stefan Zweifel. Lenos, Basel 2014. 199 S., Fr. 34.90.

Von Martin Zingg

Er ist ein Grossmeister der Mystifikation. Einer, dessen Phantasie vor nichts haltmachen konnte, nicht vor historischen Fakten und schon gar nicht vor seiner eigenen Biografie. 1887 wird er in La Chaux-de-Fonds geboren unter dem Namen Frédéric Louis Sauser, er wächst in Neapel, Neuenburg und in Basel auf,

Blaise Cendrars

Blaise Cendrars (1887–1961) versuchte sich als junger Mann in verschiedenen Berufen, u. a. als Imker und Schausteller. Als er 1910 nach Paris kam, befreundete er sich mit Guillaume Apollinaire, Marc Chagall, Henry Miller, Robert und Sonia Delaunay. Nach dem Ersten Weltkrieg reiste er unter anderem nach Rom (1921), Brasilien (1924–1928) und Spanien (1931). Ab 1950 lebte Cendrars in Paris, wo der ehemalige Fremdenlegionär 1958 in die Ehrenlegion aufgenommen wurde. Cendrars hat ein immenses Werk hinterlassen, das in mehreren Gesamtausgaben ediert wurde: Gedichte, Romane, Reportagen, autobiografische Erzählungen. Sein umfangreicher Nachlass liegt im Schweizerischen Literaturarchiv.

besucht in Neuenburg eine Handelsschule und ist früh schon unterwegs, mit siebzehn Jahren bereits. Die erste seiner zahllosen Reisen führt ihn ins vorrevolutionäre Russland, nach Sankt Petersburg und nach Moskau, und vermutlich ist er auch Zeuge der Revolution von 1905. Am 1. Januar 1905 trifft Sauser in Sankt Petersburg ein, und schon wenige Tage später kommt es dort zu Streiks, dann zu heftigen Demonstrationen vor dem Winterpalast des Zaren, schliesslich zum «Petersburger Blutsonntag», wo die Armee auf die Bevölkerung schießt und mehrere hundert Menschen sterben.

Für kurze Zeit kehrt der junge Sauser noch einmal in die Schweiz zurück, nach Bern. Geschichte und Medizin will er studieren, daneben liest er, schreibt er, beides mit einer ungeheuren Energie. Eine Reise führt ihn bald schon nach New York, wo aus Freddy Sauser «Blaise Cendrars» wird, und dann geht er nach Paris, wo er sich sogleich von der brodelnden Avantgardestimmung anstecken lässt und ein äusserst produktiver Schriftsteller wird. Er schreibt Gedichte, Prosa, gibt eine Zeitschrift heraus und interessiert sich für die noch junge Welt des Films. Es sind die legendären Jahre eines noch heute faszinierenden Aufbruchs, den er erlebt und gleich auch mitträgt – und dem der Erste Weltkrieg, la «Grande Guerre», ein jähes und brutales Ende bereiten wird.

1914 meldet sich Cendrars zur Front und wird als «étranger ami de la France» der Fremdenlegion zugeteilt. Am 28. September 1915 wird er in der Champagne, inzwischen Korporal geworden, an der rechten Hand verwundet, danach wird ihm der rechte Unterarm amputiert – er wird fortan ein «linkshändiger Schriftsteller» sein. Mit der linken Hand wird er, inzwischen naturalisierter Franzose, weiterschreiben, darunter auch den kurzen Text «Ich tötete», in dem er sich,

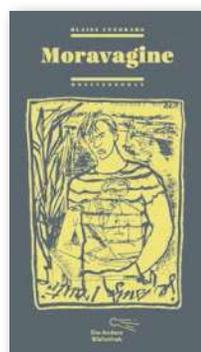
ohne sie zu durchschauen, mit der Ambivalenz des Kriegsgeschehens befasst. In hektischen Sätzen, die regelrecht voranpreschen und hämmern, ohne Übersicht. Und im Zentrum ein Ich, das entschlossen ist, sich freizukämpfen und notfalls auch zu töten. Der Text erscheint 1918, Fernand Léger steuert fünf Zeichnungen bei.

Geht unter die Haut

Im Text «Ich blutete», Jahre später geschrieben, kommt Cendrars auf seine Kriegsverwundung zurück: Der Text geht buchstäblich unter die Haut, weil er das Grauen in klaren Sätzen aufzufädeln versucht und dabei notgedrungen scheitert. Stefan Zweifel hat diese beiden Geschichten, ergänzt um die kleine Erzählung «Die Frau und der Soldat», ins Deutsche gebracht, erstmals, und ergänzt um eine Fülle von Informationen, mit denen er die Zeitumstände auf anregende Weise mit ins Spiel bringt. Interessant ist hier zu sehen, wie Cendrars ebenso mit der Form ringt, die er seinen Erfahrungen geben kann, wie mit deren Einschätzung: Was war das denn eigentlich, dieser Krieg? Was war meine Rolle?

Auf seine Kriegserfahrungen ist Cendrars in den folgenden Jahren immer wieder zurückgekommen, und spürbar ist jedes Mal, wie sehr ihn die Erfahrung von Gewalt umgetrieben hat. Überhaupt hat ihn das Grosse, Unfassbare, Schnelle, Grelle zeitlebens beschäftigt und fasziniert, lange schon vor dem Ausbruch des Krieges.

Die zweifellos eindrücklichste Auseinandersetzung mit dem Monströsen ist Blaise Cendrars mit dem Roman «Moravagine» gelungen. Der Roman erscheint 1926. Zehn Jahre lang hat er an diesem Werk geschrieben, in das nicht nur die Erfahrungen des Ersten Weltkrieges eingeflossen sind, sondern auch die frühe Konfrontation mit Gewalt in Sankt





Petersburg oder die Begegnung mit einem Vergewaltiger in seiner Berner Studienzeit.

«Moravagine» ist einer der verrücktesten Romane des vergangenen Jahrhunderts. Der Titel des Werkes ist auch der Name von dessen Hauptfigur: «Mort à Vagine», Tod der Vagina, so könnte er verstanden werden. Moravagine ist ein Wahnsinniger, seit sechs Jahren Insasse der «Klinik Waldensee», nachdem er zehn Jahre im Gefängnis verbracht hat. Er sei, heisst es, der letzte Spross der einst mächtigen Familie G...y, aus welcher die einzigen authentischen Nachkommen des letzten Königs von Ungarn stammen. Früh Waise geworden, verbringt er Kindheit und Jugend einsam im Schloss seiner Ahnen. Er ist sechs Jahre alt, als er mit der Prinzessin Rita verheiratet wird, die er danach jedes Jahr nur noch am Hochzeitstag sehen wird, bis sie eines Tages aufkreuzt und ihm, dem inzwischen Achtzehnjährigen, mitteilt, dass sie abreisen werde. Er bringt sie sofort auf bestialische Weise um.

In der Klinik erweckt Moravagine, die «Nummer 1731», das Interesse des jungen

Arztes Raymond la Science, der eben seine Arbeit aufgenommen hat - und seinem seltsamen Patienten am 30. September 1901 zur Flucht verhilft: «Ich reichte meine Entlassung ein, entschlossen, Moravagine überallhin zu begleiten. Endlich war ich auf den Typ gestossen, den ich, ganz begierig, immer schon kennenlernen wollte. Was galt in meinen Augen ein Mord mehr oder weniger auf der Welt oder die Entdeckung einer weiteren kleinen Leiche eines unmündigen jungen Mädchens?»

Facetten des Irrsinns

La Science wird fortan als Erzähler seinen Patienten begleiten, auf einer atemberaubenden Reise durch unzählige Länder und alle Schattierungen des Irrsinns. Die erste Station ist Berlin, wo Moravagine hinter seinen «Urrhythmus» kommen möchte - und daneben weitere Morde begeht. Die beiden müssen fliehen, nächste Station ist Russland, wo Moravagine als der berühmte Terrorist Samuel Simbirsky gilt. Die Turbulenzen nehmen täglich zu. Revolutionäre Umtriebe, Liebe zu einer Jüdin, die von ihm

Der Schriftsteller Frédéric Louis Sauser alias Blaise Cendrars mit seiner Frau, der Schauspielerin Raymone, Hund und Katze, um 1953.

schwanger wird, Attentatsversuche, dann Flucht nach Amerika. Dort Suche nach Gold, Aufenthalt bei einem Indianervolk, den Vallataon. Erneute Flucht, diesmal nach Venezuela: «Wir fuhren den Orinoko hinauf, ohne zu reden. Das dauerte Wochen, Monate.» Gefangenschaft, wieder Flucht, diesmal nach Paris, wo auch gleich der Krieg ausbricht.

Raymond meldet sich bei seinem Regiment, Moravagine bei den Fliegern. Der Erzähler wird das linke Bein verlieren - und auf Blaise Cendrars treffen, der den rechten Arm verloren hat. Und Moravagine? Erstaunlich ist, dass der torpedoartig durch die Welt kratzende Moravagine nach siebzehn Jahren Flucht, Frauenhass und Zerstörungslust nicht durch eine Kugel oder wenigstens durch die Justiz zur Strecke gebracht wird, sondern durch eine Krankheit. Er ist wieder in einer Klinik untergekommen und hat einen Gehirntumor. Er schreibt wie wild und wähnt sich am Ende auf dem Mars.

Blaise Cendrars lässt seinen Erzähler Raymond das alles mit grosser Wucht ausbreiten, mit vielen Registern und kräftigen Tritten ins Pedal. Bis zuletzt bleibt Moravagine in seinem Weltekel und Welthunger unfassbar, ja ungeheuerlich, und das auch darum, weil der Psychiater Raymond la Science sein Verhalten nicht kommentiert oder gar erklärt. Stefan Zweifel, der den Roman in revidierter Übersetzung ediert hat, gibt in seinem wunderbar umfangreichen und assoziationsstarken Anhang eine Fülle von wertvollen Hinweisen und Informationen, die die Lektüre bereichern - und auch er hütet sich klugerweise vor Erklärungen.

Dieser verstörende Roman bleibt eines der seltsamsten Prosawerke des 20. Jahrhunderts, und sein bizarrer Held bewahrt in seiner rohen Unempfindlichkeit eine schmerzhaft aktuelle Aktualität. ●

Autobiografie In ihrem Tagebuch erzählt Hanna Johansen, wie sie mit 71 Jahren Klavier spielen lernte Bremerin wird sesshaft in Kilchberg

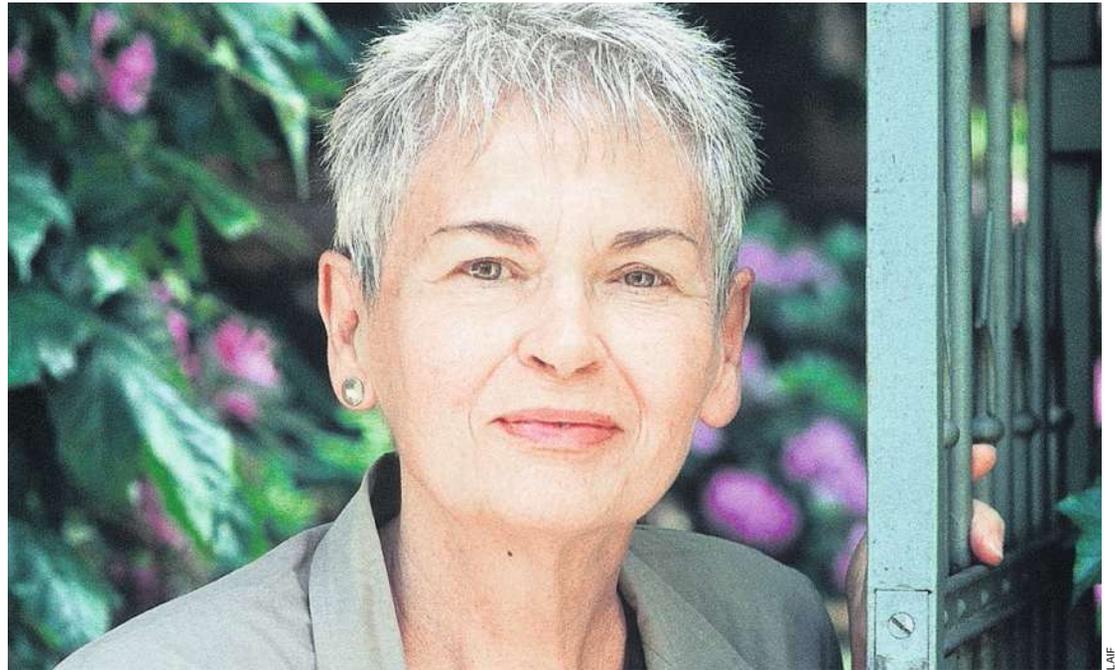
Hanna Johansen: Der Herbst, in dem ich Klavier spielen lernte. Tagebuch. Dörlemann, Zürich 2014. 320 Seiten, Fr. 34.90, E-Book 18.40.

Von Charles Linsmayer

Nichts gegen den Titel! Hanna Johansen hat im Herbst 2010 mit 71 Jahren tatsächlich noch Klavier spielen gelernt. Aber der Titel trifft nicht nur zu, er führt auch in die Irre. «Der Herbst, in dem ich Klavier spielen lernte» ist nämlich nicht einfach ein Buch über das Klavierspielen und den Herbst 2010, sondern zu mehr als achtzig Prozent ein Buch über das, was mit viel Understatement «der Rest des Lebens» genannt wird: eine dem Vorgang des Klavierspielens zyklisch assoziierte Autobiografie der leichtesten und zugleich eindringlichsten, berührendsten Art.

Wer Hanna Johansens Bücher kennt, entdeckt da den Schlüssel zu einer ganzen Reihe von Figuren und Themen. So begegnen wir der «Analphabetin» des gleichnamigen Romans von 1982 wieder in dem Bremer Kind, das 1944 bei Bombenalarm mit der Mutter zum Bunker radelt. Die Hühner, die im surrealen Roman «Trociadero» von 1981 zum «Inbegriff des guten Lebens» stilisiert sind, entpuppen sich als akribische Leidenschaft der Bremer Oberschülerin. Einer ganzen Reihe jener Verwandten mehrerer Generationen, die 1997 verfremdet in die «Universalgeschichte der Monogamie» eingingen, begegnet man nun im Original. Und wenn die Autorin sich erinnert, wie sie als Kind Zug fahren lernte, gerät auch «Die stehende Uhr» von 1978 wieder ins Bild, wo das Zugfahren eine Metapher für das ziellose Unterwegssein des modernen Menschen war.

Überhaupt liefern die Freuden und Mühen des späten Lernens ihr den Anlass, auf vieles zurückzukommen, was sie sich als Kind, in der «Zeit des intensivsten Lernens», angeeignet hat. Köstlich, wie sie auf einem Bauernhof Fahrrad fahren lernte, wie sie sich das Schlitt-



Die 1939 geborene Hanna Johansen kommt auf das zurück, was sie sich als Kind in der «Zeit des intensivsten Lernens» angeeignet hat (Berlin 2009).



schuhlaufen, das Schwimmen und nicht zuletzt das Schreiben beibrachte: auf der Rückseite von Postkarten und mit Buntstiften aus einer Schachtel, auf der ein roter Ritter abgebildet war.

Es gibt eindrückliche Gestalten in diesem Buch, und - wie in der «Universalgeschichte der Monogamie» - sind dabei die gescheiterten Ehen erzählerisch am ergiebigsten. Jene der Eltern, die früh zerbrochene Verbindung zwischen einem wortkargen Beamten und einer umtriebigen Bauerntochter, einer «für ihre Zeit untypischen Frau», die auch in einer zweiten Verbindung kein Glück fand, sich und ihr Kind aber als Schneiderin tapfer durchbrachte. Unvergesslich der Moment, wo das Kind das elterliche Zerwürfnis bemerkt, bewegend die Lebensgeschichte des Vaters, der aus dem Krieg zu einer untreu gewordenen Frau zurückkehrt und nie mehr wirklich Tritt fasst, bis er sich eines Tages erhängt.

Hanna Johansen urteilt nicht über die früheren Generationen, stellt deren

Schicksale - oftmals anhand alter Fotografien - nur nüchtern abwägend vor die Leser hin und konstatiert bedauernd, dass sie als Jugendliche viel zu wenig Fragen stellte, wenn es um die Hintergründe des persönlichen Unglücks oder um die Verstrickung in die Politik der NS-Zeit ging. Und ebenso liebevoll teilnehmend, wie sie anhand der Menschen am Rand ihres Lebenswegs den Beweis erbringt, dass es «individuelle Geschichten sind, die den Weg ins Allgemeine am leichtesten finden», geht sie auch mit der Natur und den Pflanzen um, die sie in ihrem Garten hegt und pflegt. So dass zum trotzig durchgehaltenen «Sisyphusgefühl», das sie in schweren Zeiten von ihrer deutschen Mutter lernte, eine Schweizer Sesshaftigkeit hinzukommt, die eng mit dem kleinen Garten auf einer Anhöhe vor der Stadt Zürich verbunden ist: «Ich bin so sesshaft, dass man womöglich sagen müsste, ich hätte nicht etwa Wurzeln geschlagen an meiner Adresse, sondern ich sei festgeklebt.» ●



Sara Grob, Betriebsleiterin

buchplanet.ch

STIFTUNG TOSAM

Grösster Onlineshop der Schweiz

**ÜBER 40 000 BÜCHER
AUS ZWEITER HAND!**

Shop: www.buchplanet.ch
Mail: info@buchplanet.ch

<http://blog.buchplanet.ch>
<http://facebook.com/buchplanet.ch>
<http://www.twitter.com/buchplanet>



Josef Beda Senn, Mitarbeiter

Ein soziales Projekt der Stiftung Tosam www.tosam.ch

Roman Vanessa Fogel greift als Enkelin polnischer Holocaust-Überlebender auf ihre beklemmende Familiengeschichte zurück

Erzählen, auch wenn keiner da ist

Vanessa F. Fogel: Hertzmann's Coffee. Aus dem Englischen von Eva Bonné. Weissbooks, Frankfurt a. M. 2014. 320 Seiten, Fr. 32.90, E-Book 18.90.

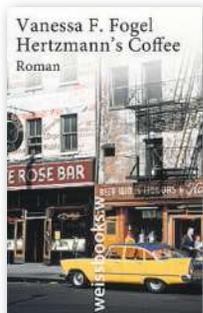
Von Klara Obermüller

Der Titel ihres Erstlings hörte sich an wie ein Programm. «Sag es mir» hiess der Roman und erzählte die Geschichte einer jungen jüdischen Frau, die ihren Grossvater auf eine Reise nach Polen begleitet: dorthin, wo die Familie herkommt, dorthin, wo die Verfolgung begann und wo die meisten der Angehörigen den Tod fanden. Zusammen mit dem Grossvater besuchte die Autorin Vanessa Fogel Häuser, die die Familie einmal bewohnt hatte, Friedhöfe, auf denen liebe Verstorbene liegen, Konzentrationslager, in denen der Grossvater inhaftiert gewesen war. Es ist eine Reise zu verschütteten Erinnerungen. Es ist aber auch eine Reise der Befreiung - für beide: für den Grossvater, weil endlich jemand da ist, der ihm zuhört, und für die junge Frau, weil sie endlich erfährt, wo sie herkommt.

Nun, vier Jahre später, greift die als Enkelin polnischer Holocaust-Überlebender in Deutschland geborene, in Israel und Amerika aufgewachsene Autorin das Thema wieder auf und führt es gleichzeitig weiter. blieb sie in ihrem ersten Roman weitgehend dem autobiografischen verhaftet, findet sie jetzt den Mut, aus der Familiengeschichte herauszutreten und eigene Erfahrung zu fiktionalisieren. Thematisch jedoch ist sie dem einmal eingeschlagenen Kurs treu geblieben. Wieder erzählt sie eine Familiengeschichte, und wieder handelt diese vom Versuch, die Erinnerung an die Shoa hinter sich zu lassen und aus den Trümmern des alten Lebens eine neue Existenz aufzubauen. Und wie es aussieht, ist diese auch gelungen. Yankel Hertzmann ist ein erfolgreicher Geschäftsmann in New York geworden. Sein Kaffeehandel blüht. Seine Kinder stehen auf eigenen Beinen. Seiner Frau Dora ist er noch immer in inniger Zuneigung verbunden. Es könnte alles gut sein, wenn da nur nicht die Erinnerungen wären, die sich nicht mehr länger unter Verschluss halten lassen.

Gelübde gebrochen

Auslöser für die Erzählung ist ein Streit in der Familie. Die Kinder wollen nicht so, wie der Patriarch es gerne möchte. Und auf einmal ist da das Bedürfnis, sich zu rechtfertigen, zu erklären und zu sagen, wie es war, dieses andere Leben, das aus Sorge um das Wohl der Familie sorgsam verschwiegen werden musste. «So heilig wie unser Ehegelübde», sagt der alte Hertzmann, «war unser Versprechen, die Vergangenheit nicht zu erwähnen, zu atmen, zu leben. Wir wollten keine Opfer mehr sein.» Dieses Gelübde wird gebrochen. Der alte Mann beginnt zu erzählen.



Der Protagonist im Roman von Vanessa Fogel berichtet vor laufender Kamera und stellt den Film danach für seine Kinder auf YouTube.

Aber weil keiner da ist, der fragt, setzt er sich vor eine laufende Kamera, berichtet und stellt die Aufnahme anschliessend auf YouTube - in der Hoffnung, dass die den Film sehen, für die er bestimmt ist: seine Kinder.

Fogel begnügt sich indes nicht damit, Yankel Hertzmann erzählen zu lassen, sondern stellt dem Standort New York zwei weitere Schauplätze gegenüber: Berlin und Caracas. Aus Berlin berichtet ein Enkel, aus Caracas ein Mann, dessen Mutter im Koma liegt und von dem lange unklar ist, in welcher Beziehung er zur Familie Hertzmann steht. Es gehört zur erzählerischen Raffinesse dieses Romans, dass nicht nur die Kinder und Enkel des Ehepaars Hertzmann über die Vergangenheit im Unklaren gelassen werden, sondern mit ihnen auch die Leser, die erst nach und nach erfahren, was es mit der Geschichte der Familie auf sich hat.

Das macht die Lektüre des Buches beklemmend und auch spannend. Gleichzeitig geht die Autorin mit dieser Erzählweise aber auch ein hohes Risiko ein. Die Sitzungen vor der Kamera wirken konstruiert, und es fehlt ihnen jene emotionale Unmittelbarkeit, die den Gesprächen des Grossvaters mit seiner Enkelin in Fogels erstem Roman eigen war. Gleichzeitig wird der Erzählfluss durch den Wechsel der Perspektive immer wieder unterbrochen und das Verständnis dadurch erschwert, dass man lange, im

Fall der Caracas-Kapitel zu lange, nicht weiss, wer überhaupt spricht. Erst gegen Ende des Buches löst die Autorin das Geheimnis auf und bestätigt die Vermutung, dass es sich bei der sterbenden Frau um Hertzmanns verloren geglaubte Schwester Leah handelt, die die Shoa als vermeintliches Kind einer polnischen Familie überlebt hatte.

Schwierige Konstruktion

Vanessa Fogel hat diese anspruchsvolle Konstruktion offensichtlich gewählt, um Distanz zur eigenen Biografie zu gewinnen und um die Mechanismen aufzuzeigen, die das Leben fast aller Familien von Holocaust-Überlebenden bis auf den heutigen Tag prägen. Gefühle von Scham und von Schuld sind dabei ebenso bestimmend wie die Unfähigkeit zu reden und das Bedürfnis, dem neuen Leben den Anstrich von Normalität zu verleihen. Dadurch, dass sie eine Familiengeschichte erfindet und diese aus der Optik von Angehörigen dreier Generationen erzählt, unternimmt die Autorin den Versuch, über die persönliche Erfahrung hinaus ins Allgemeine vorzudringen. Dies gelingt ihr mal besser, mal weniger. Am überzeugendsten ist auch dieses Buch dort, wo der liebende Blick der Erzählerin auf den Grossvater fällt und diesen erleben lässt, was es heisst, eine Stimme zu haben und der lastenden Erinnerung Sprache zu geben. ●





Roman Dave Eggers und Joshua Cohen zeigen drastisch auf, wohin die Informationsüberflutung führt

Eine Welt ohne Privatsphäre

Dave Eggers: Der Circle. Aus dem Amerikanischen von Ulrike Wasel, Klaus Timmermann, Kiepenheuer & Witsch, Köln 2014. 560 S., Fr. 32.90, E-Book 24.-.
Joshua Cohen: Vier neue Nachrichten. Four new messages. Aus dem Englischen von Ulrich Blumenbach. Schöffling & Co., Frankfurt 2014. 272 Seiten, Fr. 29.90, E-Book 19.90.

Von Simone von Büren

Was tun ohne Internet? Online finden wir Zugverbindungen und Partner, buchen unsere Flüge, bezahlen unsere Rechnungen. Das Internet prägt Wahlkämpfe, Selbstkonzepte, Informationspolitik und Kommunikation. Wie problematisch das werden kann, umreißen die amerikanischen Kultautoren Dave Eggers und Joshua Cohen in ihren neusten Büchern.

«Alles was passiert, muss bekannt sein» lautet eine in die Steinfliesen geritzte Inspirationsbotschaft auf dem fiktiven Pendant des Google-Campus in Dave Eggers' neuem Roman «Der Circle». Beim «Circle» arbeiten «faszinierende Menschen» an so Weltbewegendem wie der Anwendung «TruYou», das die Zahlungssysteme, Passwörter, E-Mail-Konten und Benutzernamen von Social-Media-Nutzern kombiniert und Letztere automatisch im Wählerverzeichnis der USA registriert; oder an «SeeChange», das Zugriff bietet auf Zehntausende von Live-Aufnahmen privat installierter Kameras und so moralisches Verhalten fördern soll, da sich ein Mensch besser verhält, wenn er weiss, dass er stets vom Rest der Welt beobachtet werden kann.

Oberstes Ziel der Circle-Ideologie ist die Verbreitung von möglichst viel Information, euphemistisch als Wissen bezeichnet, um die Welt sicherer, effizienter und moralischer zu machen. Wie relevant die Information ist, interessiert dabei niemanden. Hauptsache, sie wird

Pausenlos online: Im futuristischen «Circle» führt die totale Transparenz durch Wissen zum Verderben statt zum Wohl der Menschheit.

gepostet und man kann sie kommentieren, «raten», «liken» und «disliken». Der Welt etwas noch so Banales vorzuenthalten, gilt als egoistisch: «Alles Private ist Diebstahl.»

Dave Eggers, bekannt für sozialkritische Werke wie «Weit gegangen» (in Deutsch 2008) und «Zeitoun» (2011), erzählt die packende Verschwörungshandlung seines futuristisch angehauchten Romans aus der Perspektive der Circle-Mitarbeiterin Mae, die «transparent» wird und ihre Aktionen über eine Kamera Millionen von Viewern zugänglich macht. Maes verblendetem Übereifer stellt der Autor isolierte Aussenseiter gegenüber, die scharfe Kritik üben am Pseudowissen und an der Pseudokommunikation der Social Media, an «einer filterlosen Gesellschaft, wo Geheimnisse Verbrechen sind», und an einem Unternehmen, das alle Informationen kontrolliert und unter dem Vorwand der Transparenz seine Benutzer überwacht.

Apokalyptische Vision

Während Eggers in seiner apokalyptischen Vision die Gefahren des Informationsmonopols und der Überwachung aufzeigt, betont der 34-jährige Joshua Cohen, dessen Romane und Erzählungen gerne mit David Foster Wallaces Werk verglichen werden, in seinem Erzählband «Vier neue Nachrichten» die Unkontrollierbarkeit des Internets. Er tut dies im Unterschied zu Eggers vor allem auf formaler Ebene: Seine improvisiert wirkenden, sprachlich ebenso virtuos wie überzeichneten Erzählungen sind geprägt von Unübersichtlichkeit, Schachtel-Syntax, wilden Stil- und Gattungsmischungen und originellen Wortschöpfungen im Stil von «sich koffeinieren» oder «makellosifiziert».

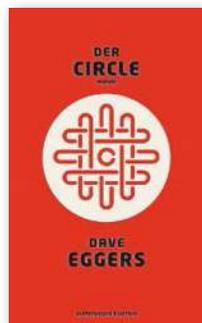
Sein literarisches Sammelsurium konfrontiert den Leser mit der Art Überforderung, die auch das Netz mit sich bringt. Es gibt keine erzählerische Autorität.

Geschichten in Geschichten, Metakommentare chronisch scheiternder Autoren, behauptete Identitäten, wechselnde Erzählperspektiven und Dialoge ohne Anführungszeichen machen es schwer herauszufinden, wer spricht und wer wessen Erfahrung wiedergibt. Und die Hyperlinks am Ende des Bandes - einer davon ist bereits nicht mehr aktiv - werfen Fragen nach Autorschaft und nach der Abgeschlossenheit der Texte auf.

Amüsant wie verstörend

Beide Werke bewegen sich an der Schnittstelle zwischen realer und virtueller Welt: Eggers Campus fungiert als eine klinisch-privilegierte Zwischenwelt, ausserhalb derer es «Geräte gab, die nicht funktionierten, und Böden und Sitze, die nicht gereinigt worden waren». Cohens «wasserpfeifenschlaufe» Verlierertypen werden im realen Leben von ihren Online-Aktionen eingeholt und geraten in Konflikt mit ihren jämmerlichen Internetprofilen. Der Protagonist in «Emission» versucht vergeblich, einen peinlichen Blog-Eintrag zu löschen. Und in «Gesendet» trifft ein Mann auf die Frauen aus allen Internetpornos, die er je gesehen hat - in Vitrinen gehalten wie in einem «Cachespeicher der besinnungslosen Untoten».

Lustvoll überzeichnet, mit schwarzem Humor und viel Sinn für Absurdität beschreiben die Autoren das Übermass und die Überflüssigkeit der meisten Informationen, die über das Netz auf Individuen einprasseln. Eggers' und Cohens Blick auf mögliche gesellschaftliche, persönliche und politische Auswirkungen des Internets sind ebenso verstörend wie amüsant. Denn viele der beschriebenen Kommunikations- und Verhaltensmuster kommen einem vertraut vor. Und angesichts der drastischeren Szenarien - verletzte Privatsphären, Informationsmonopol, die Eigendynamik von Online-Daten - bleibt einem das Lachen im Hals zwischendurch stecken. ●



Roman Der Westschweizer Roland Buti beschreibt den Untergang einer Bauernfamilie im Hitzesommer 1976

Stummes Unglück



Roland Buti: Das Flirren am Horizont. Aus dem Französischen von Marlies Russ. Nagel & Kimche, Zürich 2014. 192 Seiten, Fr. 27.90.

Von Sandra Leis

Seit Roland Buti zusammen mit sechs weiteren Autorinnen und Autoren den Schweizer Literaturpreis 2014 erhalten hat und an den letzten Solothurner Literaturtagen aus seinem Roman «Le milieu de l'horizon» vorgelesen hat, ist er auch in der Deutschschweiz kein gänzlich Unbekannter mehr. Buti lebt in Lausanne, arbeitet hauptberuflich als Geschichtslehrer und schreibt seit den frühen 1990er Jahren jeden Donnerstag an seinen Texten. Entstanden sind Erzählun-

gen und drei Romane - dank der ch-Reihe erscheint nun mit «Das Flirren am Horizont» erstmals ein Buch in deutscher Übersetzung.

Der 50-jährige Roland Buti schreibt in seinem jüngsten Roman erstmals aus der Ich-Perspektive. Und da er wie sein Protagonist, der Bauernbub Gus Sutter, im Hitzesommer 1976 13 Jahre alt war, liegt die Vermutung nahe, dass der Text stark autobiografisch gefärbt ist. Das stimmt nicht, stellt der Autor in einem Interview mit «Le Temps» klar. Er sei nicht auf dem Land aufgewachsen, habe aber Bauern in der Verwandtschaft, und die habe man gelegentlich besucht. Besonders beeindruckt habe ihn dabei ein mongoloider Knecht. Dieser Knecht, er heisst im Roman Rudy, ist die eindrücklichste Figur des Buches. Roland Buti beschreibt



Ausgetrocknete Äcker unter brennender Sonne: Roland Buti schildert ein ländliches Drama.

Rudy als einen Menschen, dem man einen «neugierig-distanzierten Respekt» zollte, als «effizienten Arbeitsgehilfen, (...) der wiederkehrende Handgriffe mit einer geradezu zwanghaften Regelmässigkeit und Genauigkeit ausführte». Allerdings kann er seine Aufgaben nur dann perfekt erfüllen, wenn seine Umgebung intakt ist.

Dass ihn die Ereignisse im Sommer 1976 zutiefst verstören, ist kein Wunder. Buti richtet sein Waadtländer Familiendrama nämlich mit grosser Kelle an: Die Dürre trocknet die Äcker aus, die Behörden rufen den Notstand aus, die Hühner verenden reihenweise, der Hof steht vor dem Bankrott. Doch damit nicht genug: Die junge Bäuerin verliebt sich in eine Frau und verlässt Mann und Kinder. Der Bauer ist gefangen in seinem Kummer, geredet hat er noch nie viel; wenn es gar nicht mehr anders geht, nimmt er seine Fäuste zu Hilfe.

Wo dem Bauer die Worte fehlen, verwendet Buti deren zu viele: Er zerredet manche Szenen mit unnötigen Erklärungen und versucht das Drama mit dem Leitmotiv einer allegorisch besetzten Taube zusätzlich aufzuladen. Beides macht den Roman streckenweise langatmig und allzu bedeutungsschwanger. ●

China Das alte Shanghai verschwindet



Dass hinter den Holzverschlängen, die die Gebäude der Hausnummer 23 abschotten, noch Menschen leben, sieht man erst, wenn es Abend wird. Dann gehen die Lichter an, der Fernseher läuft. Hinter dem Gebäudepatchwork ragen Hochhäuser auf. Ihnen sollen die alten Bauten weichen. Shanghais letztes traditionelles Altstadtviertel Huangpu dürfte bald verschwunden sein. Manche Bewohner wehren sich, sie wollen ihr Zuhause nicht verlieren, gleich wie gut es erhalten ist. «Nail Houses» werden solche Abbruchhäuser in China genannt, deren Besitzer sie nicht preisgeben wollen. Peter Bialobrzeski ist ihnen auf seinen Reisen durch China immer wieder begegnet. In Shanghai war der Abbruch der Altstadt besonders dramatisch. Der Band versam-

melt Aufnahmen, die 2010 und 2013 entstanden sind. Sie zeigen wohl am drastischsten, welche Spannungen die Gesellschaft in China zu bewältigen hat. Fügen sie sich doch zu einem Panorama eines anderen, traditionellen Umgangs mit Häusern, Bauten und Räumen, der schlecht zu Chinas rasanter Verstädterung nach westlichen Mustern passt. Sie weisen auf Verlust und Widerstand und auf das Bedürfnis, einen eigenen privaten Raum zu behaupten. Das spricht viele Schweizer an. In Zürich hätte ein solches Nagelhaus am Escher-Wyss-Platz aufgebaut werden sollen. Gerhard Mack Peter Bialobrzeski: Nail Houses. Hrsg. Stephanie Rosenthal. Hatje Cantz, Ostfildern 2014. 116 Seiten, 63 Abbildungen, Fr. 46.90.

antiquariat peter petrej

an- und **verkauf** von büchern, gemälden, plakaten, photographien - ganzen **bibliotheken** und nachlassen.

alle zwei wochen **newsletter** mit neueingängen.

alte drucke, architektur, bibliophiles, buchwesen, erotica, geschichte, helvetica, illustr. bücher, kunst, literatur, militaria, philosophie, photographie, psychologie, soziale bewegungen, totenanz, typographie

sonneggstr. 29, 8006 zürich
tel. 044 251 36 08
www.buch-antiquariat.ch
info@buch-antiquariat.ch

Roman Die wahre Geschichte der Beziehung zwischen Charlie Chaplin und Winston Churchill, mit künstlerischer Freiheit gestaltet

Zwei Melancholiker, den Depressionen ausgeliefert

Michael Köhlmeier: Zwei Herren am Strand.
Hanser, München 2014. 254 S., Fr. 26.90.

Von Jürg Scheuzger

Mindestens seit Wolfgang Hildesheimers fiktiver Biografie «Marbot» ist es klug, historische Romane misstrauisch zu lesen. Solches Misstrauen scheint auch angemessen, wenn man Michael Köhlmeiers neuen Roman «Zwei Herren am Strand» über die Freundschaft zwischen Charlie Chaplin und Winston Churchill liest. Historisch gesichert ist: Die beiden grundverschiedenen Engländer haben sich gekannt, Chaplin war auf Churchills Landgut Chartwell eingeladen, und die beiden haben sich gemeinsam ein Film-Treatment über Napoleon ausgedacht. Doch was der sehr produktive Vorarlberger Autor Köhlmeier (*1949) in seinem kunstvoll konstruierten Roman über die beiden Heroen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts erzählt, geht weit über dieses gesicherte Wissen hinaus. Dabei zitiert und paraphrasiert Köhlmeiers Ich-Erzähler quasi wissenschaftlich verschiedenste Quellen, über die man beim Googeln nichts ermitteln kann, und so lässt der Autor seine Leser in einer reizvollen Unsicherheit in Bezug auf den Wahrheitsgehalt des Erzählten.

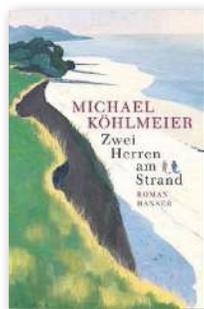
Gespräche am Strand

Man weiss es wohl: Winston Churchill war Anfällen einer schweren Depression ausgesetzt, die er – Samuel Johnson folgend – den «schwarzen Hund» nannte. Über Churchills Depressionen hat schon die englische Autorin Rebecca Hunt einen Roman geschrieben: «Mr. Chartwell». Bei Köhlmeier ist auch Chaplin ein grosser Melancholiker, auch er ist zeitweise dem «schwarzen Hund» ausgeliefert, in Phasen, in denen er nicht mehr an die Qualität seiner Filme glauben kann, wobei er dann von seinen jeweils neuesten Filmen mehr und mehr wegschneidet, sie gleichsam vernichten will. Der Dritte im Bunde dieser übergrossen Melancholiker ist bei Köhlmeier Adolf Hitler, nur vier Tage jünger als Chaplin: Auch er soll sich – wie Churchill und Chaplin – schon als sechsjähriges Kind mit dem Suizid beschäftigt haben.

Churchill, den auf unheimlichste Weise vieles mit Hitler verband, soll diesen, so insinuiert Köhlmeier, unerkannt in München in einer Restaurant-Toilette getroffen haben, und Chaplin hat sich ja, als er den «Grossen Diktator» plante und spielte, so intensiv wie kaum ein anderer mit dem Phänotypen Adolf Hitler auseinandergesetzt.



Genialer Filmer und epochaler Staatsmann: Chaplin und Churchill trafen sich immer wieder. Hier auf dem Set von «City Lights» 1931.



Chaplin und Churchill lernen sich bei Köhlmeier auf einer Party in Los Angeles kennen, und auf einem nächtlichen Strandspaziergang sprechen sie über ihre Depressionen. Kurz darauf versprechen sie sich gegenseitig, einander stets zu helfen, wenn einer von ihnen von dem «schwarzen Hund» angefallen wird. Das tun sie denn auch, wenn immer möglich, und der Roman handelt von Filmgeschichte und politischer Geschichte zwischen 1928 und 1941 im Spiegel der beiden melancholischen Persönlichkeiten.

Churchill, der historische Schriftsteller, soll gesagt haben: «Die Weltgeschichte, so bombastisch sie mitunter auftritt, sie ist nur die Kulisse, vor der ein Mensch

oder zwei Menschen oder ein halbes Dutzend einen Teil ihres Lebens leben. Man kann nur Geschichten von einzelnen Menschen erzählen, Geschichte als solche lässt sich nicht erzählen.» Dieses Credo der Geschichtsschreibung liefert die Begründung für das Narrativ Köhlmeiers in seinem Roman. Wenn wir als Leser die beiden Protagonisten verstehen lernen, sollen wir hoffentlich ihre Zeit besser verstehen. Bei Chaplin verwendet der Autor vor allem das Mittel der fiktionalen Einfühlung. Er zeigt ihn als einen komplizierten Menschen, dessen Kunstfigur, der Tramp, sich immer mehr vor ihm ablöst und verselbständigt, er zeigt ihn als Genie der Nachahmung, der nicht erkennen kann, was oder wer er selbst im Kern ist. Er zeigt ihn als treulos-treuen Freund, als Getriebenen, letztlich heimatlos. Andere problematische Aspekte seiner Persönlichkeit, zum Beispiel seine pädophilen Züge, interessieren Köhlmeier nicht. Es geht ihm um das Wesen eines Genies. Der schöpferische Mensch Chaplin darf sich in dem Roman wiederholt über sein künstlerisches Wirken äussern, aber was das Geniale ausmacht, kann auch Köhlmeier nicht schlüssig darstellen.

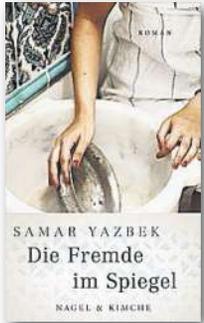
Fiktionale Einfühlung

In Churchill fühlt sich der Autor kaum je ein, er schildert ihn vor allem aus der Sicht seiner Angehörigen und Mitarbeiter. Das Dämonische, das Abgründige Churchills kann er so besser evozieren als bei Chaplin. Die unsympathischen Züge, die Masslosigkeit verhindern nicht, dass Churchill in dem Roman als eine grosse, humane, trotz allem sympathische Persönlichkeit erscheint. Was wäre geschehen, wenn Churchill während des Zweiten Weltkriegs als Premierminister dem schwarzen Hund erlegen wäre und Suizid begangen hätte? Auch davon handelt der Roman.

Nicht alles kann überzeugen. Die Episode einer Bedrohung Chaplins, möglicherweise durch politische Agenten, versendet als stumpfes Motiv. Dass Churchill bei Chaplin zusammen mit Vorarlberger Kindern eine Lektion für Clowns erhalten habe, ist kaum glaubwürdig und wirkt gesucht. Aber wie der Autor, der sich in dem Roman als dummer August maskiert, den genialen Filmer, der aus einem Londoner Armenviertel kam, und den epochalen Staatsmann, den Enkel des siebten Herzogs von Marlborough, miteinander konfrontiert, wie er ihre psychischen Abgründe auszuloten versucht, fasziniert und weckt Anteilnahme. Köhlmeiers Roman ist eine Feier der fiktionalen Einfühlung. ●

Roman Die syrische Autorin Samar Yazbek erzählt eine packende Geschichte voller Erotik und Macht

Duft von Zimt



Samar Yazbek: Die Fremde im Spiegel. Aus dem Arabischen von Larissa Bender. Nagel & Kimche, Zürich 2014. 160 Seiten, Fr. 26.90.

Von *Susanne Schanda*

Es beginnt mit einem Lichtstrahl. Ohne ihn würde die Hausherrin, die nachts aus einem Albtraum hochschreckt und in den Gang tritt, einfach wieder zurück in ihr Bett gehen und weiterschlafen. Aber der Lichtstrahl aus dem Zimmer ihres Mannes lockt sie an. Der Skandal, der hier zum Vorschein kommt, ist nur oberflächlich der Umstand, dass die Dienerin nackt mit dem Hausherrn im Bett liegt. Der Skandal reicht viel weiter und tiefer. Er enthüllt sich nach und nach in dieser Geschichte um Erotik, Macht und Abhängigkeit. Erzählt wird aus einer doppelten Perspektive, abwechselnd zwischen der Herrin Hanan und der Dienerin Alia. Während sich die beiden Frauen nach dem Eklat immer weiter voneinander entfernen, werden ihre Biografien rückwärts aufgerollt. Die behütete und reiche Hanan hat als junges Mädchen Erotik mit anderen Frauen im Hammam erfahren, bevor sie mit ihrem Cousin verheiratet wurde, den sie verabscheute. Dem Zimtduft und den sanften Berührungen im Hammam träumt sie seither nach. Darauf bezieht sich der Originaltitel des Romans, «Ein Duft von Zimt».

Alia dagegen stammt aus der ärmsten Gesellschaftsschicht und hat zu Hause und auf der Strasse nichts als Elend und Gewalt erlebt, bis sie als Elfjährige von ihrem Vater als Dienerin an Hanan und deren Mann verkauft wird. Ein Segen, wie sie glaubt. Die Hausherrin zieht das Mädchen bald als Gespielin für ihre erotischen Obsessionen heran und verfällt ihm auf eine Weise, dass sich die äusseren Machtverhältnisse von Herrin und Dienerin nachts umzukehren scheinen. Aber es ist und bleibt in diesem erotischen Setting schliesslich doch die Herrin, die entscheidet, wie weit das Spiel geht. Sie wirft Alia aus dem Haus und stösst diese damit zurück ins Elend, aus dem sie gekommen ist. Im geschickten Wechselspiel der inneren Monologe entfaltet dieser schmale Roman, eher eine Novelle, fast beiläufig seinen reflektierenden Charakter, den der deutsche Titel «Die Fremde im Spiegel» andeutet.

Die 1970 geborene syrische Autorin und Journalistin Samar Yazbek hat bereits mit ihrem Tagebuch über die ersten Monate des Volksaufstands viel Mut bewiesen. Unkonventionell und kompromisslos ist auch dieses literarische Werk aus dem Jahr 2008. ●



Kurzkritiken Belletristik

Bodo Kirchhoff: Verlangen und Melancholie. Suhrkamp, Berlin 2014. 444 Seiten, Fr. 37.90, E-Book 19.-.



Zugegeben: Der Titel klingt nicht sehr verlockend. Aber Bodo Kirchhoffs neuer Roman ist ein hinreissendes Buch. Spannend, welthaltig, farbig. Es erzählt von einem pensionierten Redaktor für Regionalkultur, dessen Frau sich vom Frankfurter Goethe-Turm in den Tod gestürzt hat. Der Mann kommt nicht darüber hinweg. Er erinnert sich immer wieder an die Gefährtin. Doch das Leben geht weiter: Mit seinem Enkel löst der Ich-Erzähler auf abenteuerliche Weise ein Schwarzkonto in der Schweiz auf - nur um das Geld alsbald zu verschenken. Und eine junge Polin, die von seiner Haushaltshilfe zur gelegentlichen Geliebten wird und dann auf rätselhafter Weise verschwindet, stellt sein Leben vollends auf den Kopf. Bodo Kirchhoff erzählt diese Geschichte um Treue und Verrat virtuos. Sein Plot wartet immer wieder mit Überraschungen auf. Ein packendes und berührendes Buch.

Manfred Papst

NoViolet Bulawayo: Wir brauchen neue Namen. Suhrkamp, Berlin 2014. 264 Seiten, Fr. 32.90.



Aus Afrika immigrierte Autorinnen und Autoren stehen seit einiger Zeit hoch im Kurs in der amerikanischen Literaturszene. Die nigerianisch-stämmige Chimamanda Ngozi Adichie («Africanah») gehört ebenso dazu wie NoViolet Bulawayo, die 1981 in Simbabwe geboren wurde und bis zu ihrem achtzehnten Lebensjahr dort lebte. In den USA studierte sie und erhielt rasch Stipendien. Ihr autobiografischer Debütroman «Wir brauchen neue Namen», der auf die Shortlist des Man Booker Prize kam und viele Preise gewann, ist eine bewegende und schwer verdauliche Lektüre. Hauptfigur ist die zehnjährige Darling, die in einem Dorf in Simbabwe aufwächst. Hunger, Gewalt, sexueller Missbrauch gehören dort zur Tagesordnung - gerade zu jener der Kinder. Mit den vielen dialektalen Einsprengeln gelingt der Autorin ein ganz eigener Ton.

Regula Freuler

Simone Lappert: Wurf Schatten. Walde + Graf bei Metroлит, Berlin 2014. 207 Seiten, Fr. 29.90, E-Book 19.-.



Die 1985 in Aarau geborene Simone Lappert, Nichte des Schweizer Buchpreisträgers Rolf Lappert, ist Absolventin des Schweizerischen Literaturinstituts in Biel. Sie ist ein gutes Beispiel für den positiven Effekt von Schreibschulen: Selbst Debüts fallen nie unter ein genügendes Niveau. Wenn schon, dann scheitern sie an mangelnden Ideen. Das kann man Simone Lappert nicht vorwerfen. Die Geschichte der neurotischen 25-jährigen Ada ist auf einen engen Radius abgezurkt. Ihr Leben ist sozusagen ein einziger «Pickel-Porno», wie Pipilotti Rist eines ihrer Videos nannte, in dem sich die Kamera bis zur Unkenntlichkeit nah an den Körpern bewegt. So sieht Ada die Normalität nicht mehr. Weil sie ihre Miete nicht bezahlen kann, bekommt sie einen Zwangsmittbewohner. Es entspinnt sich eine Annäherung. Was bisweilen etwas bemüht wirkt, ergibt unter dem Strich dichte Literatur.

Regula Freuler

Matthias Nawrat: Unternehmer. Rowohlt, Reinbek 2014. 137 Seiten, Fr. 25.90, E-Book 18.-.



Unter dem Titel «Wir zwei allein» hat der 1979 im polnischen Opole geborene Matthias Nawrat, der mittlerweile in Berlin lebt, im Jahr 2012 einen beeindruckenden Erstling vorgelegt. Mit dem schmalen Roman «Unternehmer» bestätigt der Erzähler, der am Schweizer Literaturinstitut Biel studiert hat, seinen Rang. Aus der Perspektive eines halbwüchsigen Mädchens gestaltet er die Geschichte einer Familie von Verlierern, in der sich jeder in seine eigene Phantasie zu retten versucht. Doch die enttäuschende Realität dringt durch die Illusionen. Nawrat erzählt die abgründige Geschichte einer Familie, die im Schwarzwald elektronischen Schrott sammelt und verkauft, mit Witz und enormer Sensibilität. Die Kluft zwischen kindlicher Hoffnung und erwachsener Realität ist herzerreissend. Ein starker Text in der Tradition des polnischen Erzählers Witold Gombrowicz.

Manfred Papst

Buchantiquariate existieren seit 200 Jahren. Auch wenn die Branche heute durch das Internet bedroht ist, gibt es immer noch passionierte Händler seltener und vergriffener Bücher. **Claudia Mäder** hat einen von ihnen, den Zürcher Antiquar Peter Petrej, in seinem Reich besucht

«Ich bin Antiquar, weil das Geschäft so anarchisch ist»

Wären Wörter Düfte, das «Antiquariat» röche staubig bis muffig. Einem Laden voller alter Bücher und totgeglaubter Texte haftet der Ruch des Vergangenen an, und wenn vom Lauf der Zeit nicht überholt, sind sie ihm doch mindestens entrückt: Tritt man an der Zürcher Sonneggstrasse 29 über die Türschwelle, entschleunigt sich sofort der Puls. Nicht, dass sich die Welt im Stadtkreis 6 übermässig schnell drehte, aber die Ruhe des Refugiums triumphiert doch über den gemächlichsten Alltag. Als «Schrebergarten der Erinnerung» bezeichnet Peter Petrej denn auch sein Antiquariat, in dem er seit 21 Jahren Gedrucktes und Handschriftliches verschiedenster Themen und Epochen bis an die Stuckdecke wachsen lässt und mit An- und Verkäufen für den Fortbestand der raren Spezies der (alten) Bücher sorgt.

Aus der Zeit gefallen

Diesen Dienst vergilt ihm der Volksmund schlecht, ist der «Antiquar» doch kaum positiver konnotiert als sein Geschäft. «So manche Antiquare sehen aus, dass, wären sie selbst Bücher, sie sich nicht verkaufen liessen», befand 1926 der deutsche Antiquar Wilhelm Junk und rügte das zerknitterte und kauzige Auftreten vieler seiner Berufskollegen. Es sei wohl unvermeidlich, dass man in quasi exklusiver Gesellschaft von Büchern etwas schrullig werde, pflichtet Petrej seinem berühmten Vorgänger bei - ohne aber seine eigene Zugehörigkeit zum Stand der Sonderlinge erahnen zu lassen. In Hemd und Gilet gewandet, serviert er dem seltenen Gast den Kaffee auf dem Silbertablett und scheint weniger der Welt der Käuze als jener der Walserschen Kontore entsprungen; aus der Zeit gefallen, möchte man sagen, ist der Besitzer wie sein Laden.

Bei dieser engen Verbundenheit ist klar, dass Petrej seine Arbeit nicht als Beruf sieht, sondern diese eine «Lebensform» nennt. Langsamkeit und Beständigkeit haben darin ihren Platz, aber ebenso prägen Engagement und Leidenschaft die antiquarische Daseinsweise. «Ich lebe sieben Tage pro Woche für mein Geschäft, und 24 Stunden am Tag, wenn es sein muss», sagt Petrej mit

Inbrunst in der ruhigen Stimme, schickt aber gleich nach, dass das nichts mit Geld, sondern vielmehr mit Neugier zu tun habe. Denn nach dreissig Jahren im Antiquariatswesen ist sein Interesse an alten Büchern und ihren Sammlern ungebrochen.

Der Charme alter Bücher

«Lesen als Lebensflucht» lautete schon als Kind sein Motto, und weil er später, nach einer Maschinenzeichnerlehre bei der BBC, nicht viel Geld hatte, sich den horizontweiternden Stoff zu besorgen, wurde er Stammkunde im Antiquariat «Das gute Buch» an der Rosengasse. Dort heuerte er 1984 als Gehilfe an, verfiel dem vielseitigen Charme der alten Bücher und wurde von seinem Meister wohl gelegentlich gehörig schikaniert, vor allem aber so gut in die Welt der Sammler und Leser eingeführt, dass er sich 1993 einen Traum erfüllen und sein eigenes Geschäft an der Sonneggstrasse eröffnen konnte.

Längst hat dort aber die Realität Einzug gehalten. «Das Buch ist eine Ware», sagt der 55-Jährige, ohne dass unter seiner feinen Brille eine Wimper zuckt. Und ohne dass sich eins der papierenen Objekte, die neben unserem Tischchen die Wände emporranken und den Boden bedecken, Vitrinen bestücken und in Migros-Säcken stecken, irgendwie zur Wehr setzen würde. Der gesammelte Paracelsus, der über der Tür thront, bleibt ebenso stumm wie der gemalte Käfer, der an der gegenüberliegenden Wand hängt. Das

Buchantiquariat

Die Antiquariatslandschaft ist hierzulande nicht statistisch erfasst. Die schweizerische «Vereinigung der Buchantiquare und Kupferstichhändler» zählt aktuell 60 Mitglieder. Weder sind von diesen aber alle aktiv, noch sind alle Antiquare Mitglieder des Verbands. In der Stadt Zürich existieren gegenwärtig rund 30 Buchantiquariate und Büchersuchdienste. Die Berufsbezeichnung ist nicht geschützt.

«Das Buch ist eine Ware. Mit naiver Bücherliebe ist kein Geschäft zu führen. Wer überleben will, muss über ein gewisses Mass an professioneller Geldgier verfügen.»

einziges Geräusch, das zuweilen durch die Dichte des Ladens dringt, ist das hallende «Plopp» einer eingehenden E-Mail. Die Jagd auf schöne Stücke und die damit einhergehende Fetischisierung des Gegenstands, fährt Petrej bedacht formulierend fort, seien in den Hintergrund getreten, seit er das Besitzstreben, das doch hinter allem Sammeln stehe, als eigentlich sinnlos erkannt habe. «Manchmal ärgert es mich schon noch, dass mir vor Jahren die zehnte vorlutherische Bibel aus dem Jahr 1485 vor der Nase weggeschnappt worden ist. Die hätte ich mir damals vom Munde abgespart! Aber mal ehrlich: Würde es mir jetzt besser gehen, wenn ich diese Bibel zu Hause hätte? Am Ende ist doch alles vergänglich, und inzwischen gefällt mir deshalb die Vorstellung, dass ich Bücher nur temporär um mich versammle und dann weiterverkaufe.»

Natürlich ist diese pragmatische Einstellung nicht nur Resultat philosophischer, sondern auch ökonomischer Überlegungen. Einem Junkeschen Bonmot zufolge ist der Antiquar «gelehrter als der Kaufmann und kaufmännischer als der Gelehrte», und an sich selbst, erzählt Petrej, habe er über die Jahre das Erstarren des Kaufmanns beobachten können. Spätestens als er zu Beginn seiner Selbständigkeit in die Illiquidität gerutscht sei, habe er gemerkt, dass mit «naiver Bücherliebe» kein Geschäft zu führen ist und über ein gewisses Mass an «professioneller Geldgier» verfügen muss, wer überleben will. Heute sieht er sich deshalb als Handelsmann, befasst mit einer Ware, die keinen höheren oder tieferen Stellenwert hat als ein guter Schuh. ▶



Im Schrebergarten der Erinnerung: Peter Petrej ist Antiquar mit Leib und Seele, «bis man mich horizontal aus dem Laden trägt» (13. August 2014).

◀ Den «Antiquar», also jenen, der «mit alten Büchern Handel treibt», solle man «Buchtrödler» heissen, empfahl zu Beginn des 19. Jahrhunderts das «Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedruckten fremden Ausdrücke» mit Blick auf die eben entstehende Branche. Nachdem erste Säkularisierungswellen grosse klösterliche Buchbestände auf den Markt geschwemmt und die Romantik sowie die aufkommenden philologischen Wissenschaften das Interesse an älteren Schriften stimuliert hatten, blühten die zuvor kaum existenten Antiquariate im Verlauf des 19. Jahrhunderts auf. Sie sprangen in eine Lücke, die der auf Neuerscheinungen spezialisierte Sortimentshandel nicht abdeckte, und profitierten von der erklärten Bibliophilie des zunächst aufstrebenden und später arrivierten Bildungsbürgertums.

Das ist 2014 nicht anders. «Das Antiquariat ist ein Geschäft von Männern über 50 für Männer über 50», bestätigt der Experte und bedauert, dass büchersammelnde Frauen so rar sind wie kostbare Bibeln. Die ergrauten Herren finden unterschiedlichste Gründe, um an der Sonneggstrasse einkaufen zu gehen. Einige führt das fachliche Interesse her - etwa Architekten, die am reichen baugeschichtlichen Sortiment Gefallen finden, andere die Freude an schönen Lederbuchrücken, die Petrej zur repräsentativen Ausstattung eines Junggesellenhaushalts schon einmal laufmeterweise liefert.

Doch die Leute, die Bücher als aufwertende Objekte sehen, sterben aus, klagt Petrej. Ihr Schwinden spürt er auf doppelte Weise. Einerseits werde ihm immer mehr «Ausgelesenes» angetragen, so dass er montags und dienstags, wenn sein Laden geschlossen ist, regelmässig durchs Land reise, um private Bibliotheken - aus denen speist sich sein gut 20 000 Bände umfas-

«Das Antiquariat ist ein Geschäft von Männern über 50 für Männer über 50», sagt der Experte und bedauert, dass büchersammelnde Frauen so rar sind wie kostbare Bibeln.

sender Bestand nebst Zukäufen über Messen und Auktionen - zu sichten und gegebenenfalls in sein Lager überzuführen. Und wie zum Beweis klingelt in diesem Moment das Telefon. Petrej schlängelt sich an Gartenzweigen und Jesusfiguren vorbei, die den sympathisch chaotischen Eingangsbereich des Geschäfts bevölkern, um neben dem grossen Bildschirm hinter der Ladentheke ein kurzes Verkaufsgespräch zu führen: «Schicken Sie doch bitte ein Bild», wiederholt der höfliche Antiquar etliche Male in nun immer bestimmter werdendem Ton und kommt dann kopfschüttelnd und lachend zurück - genau so sei das mit den vielen häufig uninteressanten Angeboten: Man bringe sie kaum mehr los.

Dieses wachsende Angebot, fährt er bedauernd fort, stosse auf eine immer geringere Nachfrage. Die Bibliotheken, traditionsgemäss wichtige Abnehmer antiquarischer Bestände, verfolgten eine zusehends restriktivere Einkaufspraxis, und Laufkunden kämen kaum noch ins Geschäft: «An einem guten Tag habe ich fünf Leute im Laden, von denen bestenfalls zwei etwas kaufen», bilanziert er nüchtern.

Diese magere Zahl berücksichtigt indes nur die «analoge» Seite des Antiquariatsgeschäfts, das sich bei aller Altertümlichkeit auch Neuem öffnet und dabei durchaus gewinnt. Von der Buchbranche gemeinhin als Bedrohung emp-



Der Antiquar ist kein Zensor. Traktate wie «Ein Rohrstock frischt die Ehe auf» gehören gleichermaßen in sein Sortiment wie handsignierte Werke von Hermann Hesse oder eine Bibel aus dem Jahr 1585.

funden, birgt das Internet für die Antiquariate neue Chancen, denn die Gemeinde der Bibliophilen mag schrumpfen, der Zugriff auf sie aber hat sich durch die Technologie enorm verbreitert: «Heute kann ein Japaner bei mir bestellen, ohne überhaupt zu wissen, wo Zürich liegt.» Folglich machen Exporte inzwischen den grössten Teil des Geschäfts aus, und den fünf Ladenkunden pro Tag stehen gut 30 Pakete pro Woche gegenüber, die er aufgrund von Bestellungen an Buchliebhaber weltweit verschickt.

Die grösste deutschsprachige Online-Plattform, das «Zentrale Verzeichnis Antiquarischer Bücher», versammelt rund 25 Millionen Titel von über 3000 Antiquariaten und bietet scheinbar alles, was das bibliophile Herz begehrt - mit zwei Klicks liesse sich das «Wörterbuch der aufgedruckten Ausdrücke» erstehen, gegen wahlweise 250 oder 350 Euro, je nach Anbieter. Die Preisbildung, ob im virtuellen oder realen Raum, sei eine absolut anarchische Angelegenheit, erweist sich Petrej, den das Thema spürbar berührt.

Wie seine Aussprache und Klangfarbe noch immer verrät, ist er in Österreich aufgewachsen - 1974 dann dem Gros seiner Verwandtschaft ins «gelobte Land mit den tollen Löhnen» gefolgt -, und zwar in einer katholischen Familie. Entsprechend, erklärt er, habe er Moral und Geschäft lange vermischt und nach dem «fairen Preis» gesucht. Heute sei er überzeugt, dass es den nicht oder einzig dann gibt, wenn beide Seiten zufrieden sind. «Natürlich beurteile ich Alter, Seltenheit und Zustand eines Buchs, und natürlich konsultiere ich Auktionsbücher und -plattformen, wenn ich seinen Preis festlege. Die Spannweite bleibt aber riesig und die Entscheidung somit eine persönliche - im Grunde kann ich einfach sagen, was ich will. Ich glaube, gerade deshalb bin ich Antiquar: weil das Geschäft so anarchisch ist.»

Internet drückt die Preise

Gerade deshalb widerstrebt ihm die digitale Riesenplattform, die, von Studenten gegründet, inzwischen von Amazon aufgekauft worden ist und den freiheitsliebenden Antiquar zum «Erfüllungsgehilfen des Mr. Bezos» degradiert. Ob schon die letzten beiden Jahre zu seinen erfolgreichsten überhaupt zählen und er durchaus glaubt, dass die Haptik des (alten) Buches gerade auch in Zeiten zunehmender Virtualität ihren Stellenwert haben wird, versäumt Petrej es nicht, auf die problematischen Aspekte der Digitalisierung hinzuweisen. «Das Internet suggeriert die totale Verfügbarkeit eines jeden Bu-

ches - ausser vielleicht der Gutenberg-Bibel. Mit ein paar zielgerichteten Bewegungen meint man alles zu bekommen, verliert aber tatsächlich das, was das Antiquariat am schönsten macht: die Zufallsfunde des Stöberns.» Neben diesen kulturellen beschert die Internet-Transparenz den Händlern freilich auch reale Verluste. Bücher, die früher als «selten» galten, tauchen plötzlich an allen Ecken und Enden der Welt auf und verlieren somit an Wert. In vielen Sparten habe das Netz die Preise richtiggehend vernichtet, sagt Petrej, der sich heute gezwungen sieht, allzu geläufige Bestände, darunter viel Belletristisches, direkt zu liquidieren.

Vom Krämer zum Schwärmer

In seinem weiterhin breit ausgerichteten Antiquariat setzt er nunmehr stärker auf «spezielle und alte», mithin also auch teurere Bücher. Dabei sind «speziell» und «alt» nicht zwingend identisch. Als interessante Publikation taxiert der Antiquar beispielsweise die Broschüre eines Eisenwarengeschäfts aus den 1950er Jahren, derweil ihm als «alt» die Bibel aus dem Jahr 1585 gilt, die er für die Besucherin aus der Vitrine holt und dereinst für 3800 Franken an den Mann - «alle paar Jahre kommt ein evangelikaler Amerikaner und kauft die ganzen Bibelbestände auf» - zu bringen hofft.

Nun, auf dem Rundgang durch die verwinkelte Gestellandschaft seines Ladens, wird der Krämer wieder zum Schwärmer, führt begeistert von Judaica bis Helvetica, streicht behutsam über einen illustrierten Tucholsky und präsentiert vorsichtig fragile «Stunden im Garten», zugebracht und eigenhändig signiert von Hermann Hesse. Widmungen von Autoren seien, wie Gebrauchsspuren von namhaften Vorbesitzern, sehr beliebt und je nach Berühmtheitsgrad auch wertsteigernd: «Trüge dieses Büchlein noch einen Geburtstagsgruss von Hitler an Eva Braun, wäre es der absolute Verkaufsknüller!»

Petrej denkt nun wieder ans Geschäft, in dem er auch NS-Postkarten verkauft; laut Katalog in «tadellosem» Zustand. Der Antiquar sei schliesslich kein Zensor, entgegnet er dem fragenden Blick mit äusserster Entschiedenheit. «Ein Rohrstock frischt die Ehe auf» schlägt er mir dann schelmisch lachend vor, als ich sein Sortiment nach einem Hochzeitsgeschenk durchstöbere - und unterstützt die Suche daraufhin mit so viel Lust und Leidenschaft, dass man ihm aufs Wort glaubt, wenn er sagt: «Ich bleibe Antiquar, bis man mich horizontal aus dem Laden trägt: Lieber im Antiquariat sterben als im Altersheim!» - Staub zu Staub. ●

Charles Lewinskys Zitatelese



LUKASMAEDER

Der Autor Charles Lewinsky arbeitet in den verschiedensten Sparten. Sein neuester Roman «Kastelau» ist soeben im Verlag Nagel & Kimche erschienen.

“ Wenn ich einen Roman beendet habe, komme ich mir vor wie ein Haus, nachdem die Möbelpacker den Konzertflügel hinausgetragen haben.

Vladimir Nabokov

Das Haus ist leer.

Auf dem Parkett - vielleicht ist es auch Linoleum, denn es gibt Linoleum- und Parkettbücher -, auf dem Boden, den man einmal mit so viel Mühe gelegt hat, sind dort, wo all die Jahre der schwere Flügel stand, nur noch die Dellen zu sehen, und man weiss: Die werden zurückbleiben, auch wenn man einen Teppich darüber legt und das Haus ganz neu einrichtet, für eine neue Geschichte. «Da war doch diese eine Saite», erinnert man sich, «die habe ich nie ganz sauber stimmen können, so oft ich es auch versuchte». Und man ärgert sich und denkt: «Ich hätte es noch einmal probieren müssen, vielleicht hätte ich es doch noch hingekriegt.» Aber es ist zu spät. Der Flügel ist nicht mehr da, und man fragt sich: «Wenn jetzt ein anderer darauf spielt - wird er den unsauberen Ton bemerken?»

Das Haus ist leer.

Es riecht noch ein bisschen nach den alten Bewohnern, aber auch das wird nicht mehr lang so sein. Auf der Tapete, die man damals mit so viel Sorgfalt ausgesucht hat, erinnern nur noch helle Flecken an die Bilder, die dort hingen, die Vorfahren und Vorbilder der ausgezogenen Bewohner, und manchmal auch ein Spiegel, in dem sie sich ganz anders gesehen haben, als sie in Wirklichkeit waren.

Aber jetzt wohnt niemand mehr hier, sie sind weggefahren mit ihrem Konzertflügel und all den anderen Einrichtungsgegenständen und haben auch die Noten mitgenommen, nach denen sie so lang musiziert haben. Irgendwann, das weiss man aus Erfahrung, wird man die kahlen Wände neu tapezieren, aber noch kann man es sich nicht vorstellen.

Das Haus ist leer.

Manchmal, mitten in der Nacht, hört man ein Geräusch, und dann schreckt man aus dem Schlaf und denkt, sie wären wieder da, man könne das Gespräch doch noch fortsetzen, das aufgehört hat ohne wirklich zu Ende zu sein. Aber dann ist es nur ein Ideenvogel, der sich verfliegen hat und sich den Kopf an den Wänden wundschrägt. Bis er dann endlich einen Ausgang findet und davonflattert, vielleicht für immer.

Und die Leute fragen einen: «Wer wird denn als nächstes bei Ihnen einziehen?» Man weiss keine Antwort, denn man kann es sich nicht vorstellen, dass man das Haus jemals wieder neu einrichten könnte, für andere Bewohner.

Die dann auch, manchmal nach vielen Jahren, wieder ausziehen und ihren Konzertflügel mitnehmen.

Das Haus ist leer.

”

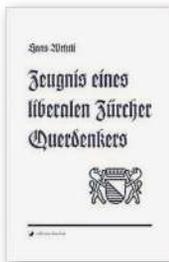
Kurzkritiken Sachbuch

Verena Parzer Epp, Claudia Wirz (Hrsg.): Wegbereiterinnen der modernen Schweiz. NZZ Libro, Zürich 2014. 197 S., Fr. 34.-.



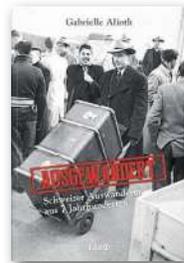
Das von Avenir Suisse und der NZZ herausgegebene, grosszügig illustrierte Werk präsentiert 31 Porträts von Frauen, die gemäss Buchtitel der Schweiz den Weg in die Moderne geebnet haben. Darüber hinaus ist es Ziel der Porträtsammlung zu zeigen, dass der «Wunsch nach rechtlicher und politischer Gleichstellung und Selbstbestimmung kein genuin sozialistisches Anliegen» sei, sondern auch von bürgerlichen Frauen vorgebracht wurde. Titel und Prämisse im Kopf, mutet die Auswahl der Porträtierten dann manchmal etwas merkwürdig an. Wie der Filmstar Ursula Andress oder die adlige Äbtissin Elisabeth von Wetikon (13. Jahrhundert), der modernen Schweiz den Weg geebnet haben könnten, bleibt unklar. Dennoch lesen sich die durchs Band unkonventionellen Lebensläufe spannend, sie zeigen einmal mehr, dass auch die Schweiz bemerkenswerte Frauen hervorgebracht hat. *Geneviève Lüscher*

Hans Wehrli: Zeugnis eines liberalen Zürcher Querdenkers. Edition Fischer, Frankfurt a. M. 2014. 279 Seiten, Fr. 28.90.



Bekannt wurde der 1940 geborene Zürcher Stadtrat Hans Wehrli mit dem Ausspruch «Zehn Prozent der Lehrer sind faule Eier» (1992). Es folgte ein Sturm der Entrüstung bei Lehrern, Medien und politischen Gegnern. Dabei hatte Wehrli nur den damaligen Präsidenten des Zürcher Lehrerkonvents R. M. zitiert, der es ihm allerdings dankte, dass er ihn nicht als Quelle outete. So war und ist der freisinnige Politiker, Müllerei-Unternehmer, Zünfter, Ironman-Triathlet, frühere Exit- und Landesmuseum-Präsident eben: erfrischend direkt, grosszügig, kantig, libertär in seinen Ansichten, sozial engagiert in seinem Handeln. Und vor allem ist Wehrli herrlich altmodisch. Kurzweilig und ungeschliffen erzählt er aus seinem Leben, seinen Begegnungen und über bekannte Persönlichkeiten - so munter, dass einem das Buch zu Glückswie zu Glücksmomenten verhilft. *Urs Rauber*

Gabrielle Alioth: Ausgewandert. Schweizer Auswanderer aus 7 Jahrhunderten. Fona, Lenzburg 2014. 189 Seiten, Fr. 37.90.



Was verbindet den Heiler Paracelsus aus dem 16. Jahrhundert mit dem Clown Grock und dem Astronauten Claude Nicolier? Alle drei sind Schweizer, die aus ihrer Heimat ausgewandert sind. Die Schriftstellerin Gabrielle Alioth stellt in «Ausgewandert» über 40 Schweizer Auswanderer und Auswanderinnen vor, dazu einige Emigranten-Gruppen wie die Söldner, die Käser oder die Zuckerbäcker. Mal erinnern die Porträts in ihrer Kürze an Wikipedia-Einträge, mal geraten sie - wie besonders schön bei einigen Verwandten der Autorin - persönlicher und ausführlicher. Doch es ist die Zusammenschau, die dieses vorzüglich und reich illustrierte Bändchen wertvoll macht: weil sie vor Augen führt, wie viele begabte Schweizer (Borromini, Rousseau, Füssli, Le Corbusier, Kübler-Ross, Küng, Ursula Andress und viele mehr) ihre Talente erst in der Fremde entfaltet haben. *Kathrin Meier-Rust*

Redbook (Hrsg.): Einig - aber nicht einheitlich. 125 Jahre SPS. Limmat, Zürich 2014. 500 Seiten, Fr. 74.90.



Wer zu spät kommt... Aber nein, es wäre unfair, die mit einem Jahr Verzögerung publizierte Festschrift zum 125-Jahr-Jubiläum der 1888 gegründeten Sozialdemokratischen Partei der Schweiz (SPS) mit einer billigen Pointe abzufertigen. Denn das schwere, dicke, rot eingefasste Werk bietet Information und Unterhaltung auf hohem Niveau. Im layouterisch schön gestalteten, reich mit Fotos, Grafiken und Plakaten illustrierten Buch legt der Historiker und Zürcher Stadtarchivar Nicola Behrens den roten Faden in der wechselvollen Geschichte, während 40 weitere SPS-Exponenten Porträts von Sektionen, von Personen und Themeneinsprengsel beisteuern - durchgehend zweisprachig (deutsch/französisch). Wer sich für die sozialdemokratische Sicht auf die Welt, die Schweiz und die eigene Partei interessiert, ist mit diesem Band hervorragend bedient. *Urs Rauber*

Familie Warum bleiben die einen als Erwachsene Freunde, während sich andere im Streit erschöpfen? Die Geschwisterbeziehung ist ein viel diskutiertes Geheimnis

Bruder und Schwester

Susann Sitzler: Geschwister. Die längste Beziehung des Lebens. Klett-Cotta, Stuttgart 2014. 352 Seiten, Fr. 34.90.

Von Kathrin Meier-Rust

Die «in der Regel am längsten währende, unaufkündbare, annähernd egalitäre menschliche Beziehung» - so wird die Beziehung zwischen Geschwistern heute in der Forschung bezeichnet. Susann Sitzler, Schweizer Journalistin und Autorin in Berlin, sagt es eindrucksvoller: «Bis dass der Tod euch scheidet.» Für die Liebe ist diese Losung ein Traum, doch «bei Geschwistern ist es die Wahrheit.» Dabei sei diese Beziehung genau das Gegenteil der Liebesbeziehung, da sie vollkommen absichtslos zustande kommt und bar jeder Erotik bleibt. «Und ausgerechnet diese Verbindung lässt sich ein Leben lang nicht lösen. Auch dann nicht, wenn sie nicht funktioniert. Sogar wenn wir keinen Kontakt mehr mit ihnen haben, bleiben diese Menschen unverändert Bruder oder Schwester. Sie bleiben Bestandteil unserer Identität.»

Mit Geschwistern lernen

Die Autorin weiss, wovon sie spricht. Nebst einer neun Jahre älteren leiblichen Schwester ist sie mit zwei adoptierten Stiefbrüdern aufgewachsen und hat als junge Erwachsene noch drei Halbgeschwister bekommen - sie kennt die ganze Palette also von Geschwister-Beziehungen, wie sie in westlichen Gesellschaften heute Normalität darstellen. Szenen ihrer komplizierten, leid- aber auch freudvollen Erfahrungen webt Sitzler immer aufs neue in ihr Geschwisterbuch ein. Ebenso wie viele fremde Geschwister-Geschichten verleihen sie den psychologischen und theoretischen Gedanken und Einsichten reales Fleisch und Blut.

Die harten Fakten zur Geschwisterbeziehung sind schnell aufgezählt. Leibliche Geschwister teilen durchschnittlich 50 Prozent ihrer Gene, will heissen der Anteil der gemeinsamen Gene schwankt zwischen 25 und 75 Prozent - kein Wunder also, sind Geschwister in der Regel

keineswegs ähnliche, sondern ganz verschiedene Menschen. Zur Geschwisterfolge ist zwar viel geforscht worden, aber als Tatsache hat sich nur erhärtet, dass Erstgeborene - und damit auch Einzelkinder - in der Regel von ihren Eltern anders behandelt werden als Nachgeborene, sowohl strenger als auch mit mehr Erwartungen. Kein Wunder ist auch die Erinnerung von Geschwistern an die Erziehung ihrer Eltern verschieden: Jüngere Kinder erinnern sich an mehr mütterliche Wärme als ältere. Die Intensität der Geschwister-Beziehung verläuft in U-Form: In der Kindheit sehr vital, wird sie mit dem Erwachsenwerden distanzierter, um sich im späteren Leben, oft im Verbund mit Alter und Sterben der Eltern, wieder zu intensivieren.

Sitzler handelt so ziemlich alles ab, was sich in Bezug auf Brüder und Schwestern fragen, wissen und denken lässt. Die verschiedenen Arten von Geschwistern - leibliche, adoptierte, Stiefgeschwister - ebenso wie die Bedeutung von kranken, behinderten oder gestorbenen Geschwistern. Geschwister als Ressource und als Last. Vorstellungen zu Geschwisterschaft in anderen Kulturen. Geschwister als Geschäftspartner. Streit und Wege zur Versöhnung, oft erst im Alter. Was man mit Geschwistern lernen kann - und was nicht.

Ja, Geschwister bieten ein «soziales Trainingscamp» fürs Leben, doch lernt man in diesem Camp weniger das Teilen, wie es gängig heisst. «Man lernt vor allem, was man tun muss, um möglichst wenig teilen zu müssen.» Mit Geschwistern lernen wir verhandeln, schwindeln, lügen, wir lernen uns zu verbünden und uns abzugrenzen. Vor allem lernen wir die Grenzen unserer Macht kennen.

Zum alten Mythos der Geschwisterliebe und ihrer Idealisierung in der bürgerlichen Kleinfamilie meint Sitzler trocken: «Geschwister kann man viel stärker hassen als Eltern oder Freunde.» Und zwar weil keine Abhängigkeit oder Verlustangst den Hass bremst. «Geschwister sein heisst, dass man zusammengehört, ohne sich lieben zu müssen.» In der chronischen Konkurrenz und Rivalität fühlen und lernen wir, was Gerechtigkeit be-

Geschwister haben untereinander die längste Beziehung des Lebens: oft lau, oft anstrengend oder ambivalent, doch mit hohem emotionalem Nährwert.

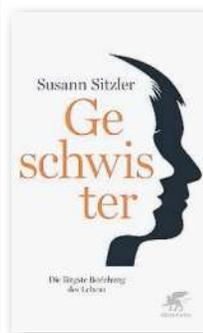


deutet - aber auch Nischen zu besetzen und Individualität zu entwickeln. Heute, wo Eltern nichts wichtiger ist als das Glück ihrer Kinder und deren Harmonie, können sich Geschwister dieses lastende «Joch des Glück» wenigstens teilen. Denn Kinder ertragen Rivalität und Streit oft viel besser als Eltern.

Nicht per SMS auflösbar

Geschwister sind Zeugen der eigenen Kindheit, sie bewahren einander «die Schatzkiste der Vergangenheit». Das kann lebenslang belasten, aber das «weisst du noch?» verbindet auch lebenslang: «Vertrautheit ist wichtiger als Liebe.» Geschwister als Erwachsene wiederfinden, heisst oft, sie als Kind loszuwerden. Geschwister sind deshalb Entwicklungsaufgaben, meint Sitzler, die man ungefragt mitbekommt im Leben.

Wo immer möglich zieht die Autorin Erkenntnisse aus Psychologie und Forschung herbei, oft genug mit enttäuschender Ausbeute. Seit Freud beherrschte die Eltern-Kind Beziehung das Feld der Familie. Einzig der Psychoanalytiker Alfred Adler befasste sich Anfang





Genussmittel Erst mit dem Bier wurde die Menschheit zivilisiert

Wohl bekomm's!



Franz Meussdoerffer, Martin Zarnkow: Das Bier. Eine Geschichte von Hopfen und Malz. C. H. Beck, München 2014. 128 Seiten, Fr. 14.90.

Von *Berthold Merkle*

Als die Menschen mit Bierbrauen begannen, gab es die ersten Beamten. Diese und andere Episoden schildern Franz Meussdoerffer und Martin Zarnkow in ihrem Buch. Um einen so komplizierten Prozess wie Brauen zu organisieren, waren gesellschaftliche Strukturen nötig. Genüsslich verweisen die Autoren darauf, dass schon die alten Ägypter eine Biersteuer einführten. Begründung: Der Alkoholmissbrauch sollte eingedämmt werden. An dieser scheinheiligen Logik hat sich bis heute nichts geändert.

Aber auf dem langen Weg von der einfachen Vergärung mit oft zufälligem Resultat bis zu den industriellen Bieren im weltweiten Einheitsgeschmack ist viel passiert. Die Autoren führen überall hin und bereiten mannigfaltige Aha-Erlebnisse. So erstaunt es zu lesen, dass Mitteleuropa erst durch die irischen Missionare zum Bierland wurde. Jeder kennt dagegen die wichtige Rolle, die Bier für die mittelalterlichen Klöster gespielt hat. In grossen Abteien wie St. Gallen gab es sogar drei Brauereien. Kaum bekannt ist dagegen der lange Kampf zwischen dem englischen Ale und dem kontinentalen Hopfenbier. Zum Sieg verhalfen schliesslich die Seefahrer, die unterwegs das gute Bier kennengelernt haben - eine lebensrettende Entdeckung. So wird berichtet, dass beim Kampf gegen die Spanische Armada mehr Männer an schlechtem Bier als an gegnerischen Waffen gestorben sind. Bier stand am Anfang der Staatenbildung, war in der Antike ein Mittel der Religionsausübung und Wegbereiter der Wissenschaft.

Was die beiden Bierwissenschaftler an Detailreichtum und Faktenmenge auftischen, ist berauschend. Dabei verlieren sie sich nicht in theoretischen Gedankengebäuden, sondern beschreiben frisch und unterhaltsam, was Bier alles war und immer noch ist - eine grosse Kulturgeschichte. Am Ende ihrer ausgedehnten Tour durch Jahrtausende und Kontinente wagen die beiden einen Ausblick in die Zukunft. Da wird es dann richtig spannend zu sehen, wie mit den kleinen Craft Brewern, den Kreativbrauern, die lange Entwicklung wieder zurück zu ihren Anfängen kommt: handgemachtes Bier in ganz kleinen Einheiten und einer unendlichen Geschmacksvielfalt. Hopfen und Malz - aus so wenigen Zutaten ist so viel möglich. Ein Faszinosum. Wohl bekomm's! ●



des 20. Jahrhunderts mit der Entthronung eines Kindes durch die Geburt eines weiteren, und dieses «Entthronungstrauma» sollte dann jahrzehntelang das Einzige bleiben, was die Psychoanalyse zum Thema beizutragen hatte.

Die empirische Geschwisterforschung begann erst in den 1980er Jahren, stark an der bürgerlichen Kleinfamilie orientiert, stösst sie in der Realität schnell an Grenzen. Zum Beispiel beim Einzelkind, das Gesellschaft und Psychologie in vereintem Vorurteil einerseits für unglücklicher und unsicherer, andererseits für egoistischer und verwöhnter hält als Geschwisterkinder. Wissenschaftlich hat sich beides nie erhärten lassen. Denn wo liegt der Unterschied zwischen einem ersten Kind, dem nach vielen Jahren ein Geschwisterkind folgt, und einem, dem keines folgt? Biologisch sind heute fast 40 Prozent aller Kinder Einzelkinder. Doch in der Realität von Scheidungs-, Patchwork- und Stieffamilien bleiben nur ein Viertel aller Kinder bis zum 18. Lebensjahr ohne Geschwistererfahrung.

Warum finden die einen Geschwister zueinander und andere nie? Warum ist es

für viele so schwierig, den richtigen Abstand zu finden? Die Antwort lautet: Man weiss es nicht. Ob, wie und weshalb Geschwisterschaft gelingt, ist ein Rätsel: «Es ist das Geheimnis einer ambivalenten, und doch von aussen kaum zu manipulierenden, lebenslangen Bindung.»

Susann Sitzler wird nicht müde, dieses Geheimnis zu umkreisen. Auch ihre eigene Geschichte wird uns aus immer neuem und anderem Blickwinkel präsentiert, bis wir diese verwickelte Herkunftsfamilie geradezu persönlich zu kennen glauben. Das bringt Längen und auch viele Wiederholungen, ist aber merkwürdigerweise kaum ermüdend. Zu anregend - zumindest für Lesende mit Geschwistern - ist diese intensive, sorgfältige und kluge Auseinandersetzung mit dem «emotionalen Nährwert» und der «Realitätskraft» auch noch der lauesten Geschwisterbeziehung im Gegensatz zu anderen, heute oft virtuellen Beziehungen.

«Geschwisterschaft ist eine altmodische, analoge, manchmal anstrengende Verbindung.» Per SMS lässt sie sich jedenfalls nicht beenden. ●

Kalter Krieg DDR-Anwalt Wolfgang Vogel organisierte von 1961 bis 1989 den Häftlingsfreikauf

Butter gegen den Austausch politischer Gefangener

Norbert F. Pötzl: Mission Freiheit – Wolfgang Vogel. Anwalt der deutsch-deutschen Geschichte. Heyne, München 2014. 512 Seiten, Fr. 34.90, E-Book 23.40.

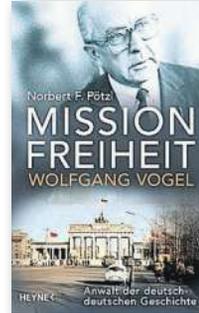
Von Gerd Kolbe

Es muss Anfang 1963 gewesen sein. Die Berliner Mauer war gerade eineinhalb Jahre alt. Damals lud der neue Minister für gesamtdeutsche Fragen, der CDU-Politiker Rainer Barzel, eine kleine Gruppe handverlesener Journalisten in seinen Bonner Amtssitz. Plötzlich und unerwartet stellte er die Frage, was man denn davon hielte, wenn die Bundesregierung der Sowjetischen Besatzungszone – die Bezeichnung DDR war damals noch politisch unkorrekt – Butter gegen die Freilassung politischer Gefangener anbieten würde. Es folgten lange Sekunden des Schweigens. Doch dann überwand die Journalisten ihre moralischen Bedenken. Barzel erhielt die Antwort, die er für seine Politik brauchte.

Was zu diesem Zeitpunkt niemand wusste: Längst hatte der Minister Kontakt zum Verleger Axel Springer aufgenommen. Beide flogen zu Bundeskanzler Konrad Adenauer an dessen Ferienort Cadenabbia am Comer See. «Der Alte» erklärte sich ohne zu zögern mit dem Häftlingsfreikauf einverstanden. Und so begann hinter den politischen Kulissen ein Geschäft mit der Humanität, an dem zu Zeiten des Kalten Krieges alle Kanzler festhielten. Erst nach dem Mauerfall meldeten sich Kritiker aus einer Genera-

tion zu Wort, die das DDR-Unrechtsregime bewusst kaum erlebt hatte.

Es ist das Verdienst des «Spiegel»-Redaktors Norbert F. Pötzl, die komplizierte Geschichte des Häftlingsfreikaufs akribisch aufgearbeitet zu haben und dabei eine Persönlichkeit ins rechte Licht zu rücken, der zwischen 1961 und 1989 nach vorsichtigen Schätzungen 33 755 politische Häftlinge mit ihren Familien die Freiheit verdankten. Der Mann hiess Wolfgang Vogel (1925–2008), stammte nach DDR-Begriffen aus einem bürgerlich-katholischen Elternhaus, schaffte es trotzdem, nach einem regulären Jurastudium ins DDR-Justizministerium übernommen zu werden und später die Zu-



lassung als Rechtsanwalt in Ost- wie in Westberlin zu erhalten. Dies war die Voraussetzung für seine jahrzehntelange Vermittlertätigkeit. Natürlich musste er mit den Wölfen heulen. Jedenfalls war er für den DDR-Staatssicherheitsdienst tätig. Doch gerade dort hatte er auch Feinde. Aber der Ostberliner Staats- und Parteichef Erich Honecker hielt eine schützende Hand über ihn. Auch im Westen gewann Vogel schon bald Vertrauen, denn auf sein Wort war Verlass.

Vogels Meisterstück war 1962 der Austausch des in den USA inhaftierten KGB-Agentenführers Rudolf Abel gegen den über Sibirien abgeschossenen amerikanischen Piloten des U-2-Spionageflugzeugs Francis Gary Powers. Seither rissen sich Regierungen in aller Welt um die Dienste des Deutschen. Er brachte es immer wieder fertig, mit grosser Geduld Pakete für den Austausch aufgeflogener Spione und Agenten aus ganz unterschiedlichen Ländern zu schnüren.

Im eigenen Land war Vogel die Rolle des geheimen Briefträgers zugefallen. Über den «Anwaltskanal» wurden stockende Verhandlungen immer wieder flottgemacht. Honecker und der SPD-Fraktionsvorsitzende Herbert Wehner, die sich als junge Kommunisten im Untergrund während der Nazizeit kennengelernt hatten, fühlten sich freundschaftlich verbunden – dank Vogels Hilfe pflegten sie einen ungewöhnlich intensiven Gedankenaustausch. Der Romancier und Spion Graham Greene mag spannender zu lesen sein. Bei Pötzl, dem Sachbuchautor, kommt der Leser dennoch aus dem Staunen nicht heraus. ●



Der U-2-Pilot Francis Gary Powers wurde 1962 ausgetauscht.

Berufsbildung Nicht alle müssen an der Universität studieren, schreibt Rudolf H. Strahm

Eine Lanze für die Lehre

Rudolf H. Strahm: Die Akademisierungsfälle. Warum nicht alle an die Uni müssen. hep, Bern 2014. 240 Seiten, Fr. 37.90, E-Book 27.90.

Von Michael Furger

Bücher über Bildungsthemen sind meistens akademisch und schwer verständlich. Dieser Fehler unterläuft Rudolf Strahm nicht. Der ehemalige Nationalrat und Preisüberwacher verfolgt, kommentiert und prägt die Schweizer Bildungspolitik seit Jahrzehnten. Mit seinem Buch «Die Akademisierungsfälle» hat er sein profundes Wissen in ein aktuelles, provokatives und gut lesbares Werk gepackt.

Strahm geht dem Run auf die Gymnasien und Universitäten auf die Spur und bricht eine Lanze für die Berufsbildung.



Das ist keine Überraschung. Der Autor, der seine Karriere mit einer Laboranten-Lehre gestartet hat, gilt als landesweit energischster Verteidiger der Berufsbildung. Strahm stellt die tiefe Jugendarbeitslosigkeit in der Schweiz und die glänzende Verfassung der Wirtschaft in engen Zusammenhang mit dem hohen Stellenwert der Lehre. Die Schweiz sei nicht wegen der Banken reich, sagt Strahm, sondern wegen der Ausbildungsqualität und der Berufsbildung.

Der Trend zur «Wissengesellschaft» bedeute nicht, dass es einfach mehr Akademiker brauche, sondern dass auch handwerkliche Tätigkeiten von Wissen durchdrungen werden. Zu meinen, die Wissensgesellschaft werde allein über die akademische Bildung erreicht, sei abwegig. Ein Uni-Abschluss sei keine Voraussetzung für eine Berufskarriere. Laut Strahm ist eher das Gegenteil der Fall.

Der Autor, selbst Uni-Dozent, zeichnet ein wenig schmeichelhaftes Bild der Schweizer Universitäten. Die Bologna-Reform habe die Bürokratie aufgebläht und das Niveau gesenkt. Hiesige Maturanden würde gegenüber schlechter gebildeten Ausländern benachteiligt, weil Bologna eine Gleichwertigkeit der Schulabschlüsse verlangt. Im internationalen Wettbewerb versuchten sich die Unis und ihre Professoren über eine möglichst lange Liste von Forschungspublikationen zu profilieren, statt über gute Lehre. Das Uni-Studium sei so arbeitsmarktfremder geworden.

Der Autor unterlegt seine Thesen mit einer Fülle von statistischem Material und Grafiken. Entstanden ist damit nicht nur ein hervorragendes Buch zu den zentralen Fragen der wichtigsten Schweizer Ressource – der Bildung. Es ist auch ein nützliches Nachschlagewerk. ●

Ökonomie Die britische Professorin für Technologiepolitik Mariana Mazzucato plädiert dafür, die staatliche Rolle bei Innovation und Wachstum stärker zu anerkennen

Wo der Staat mitmisch

Mariana Mazzucato: Das Kapital des Staates.

Eine andere Geschichte von Innovation und Wachstum. Kunstmann, München 2014. 320 Seiten, Fr. 34.90.

Von Beat Kappeler

Ist der Staat trüg und teuer, oder hat er alle neuen Techniken in die Welt gesetzt? Mariana Mazzucato, Professorin für Wissenschafts- und Technologiepolitik an der Universität Sussex, optiert für die Sicht des fördernden Staates. Und so extrem wie die These des trägen Staates ist, so extrem fällt auch ihr Urteil auf der andern Seite aus.

In einem iPhone von Apple sei keine Technik, die nicht vom Staat stamme, schreibt sie. Eigentlich aber zeigt sie gerade die Klippen solcher Diskussionen gut auf. Denn in der Ökonomie gilt seit 1956 die Lehre des Nobelpreisträgers Robert Solow, dass das wirtschaftliche Wachstum von Kapital und Arbeit herühre sowie von einem nicht weiter erklärbaren oder voraussehbaren technischen Fortschritt.

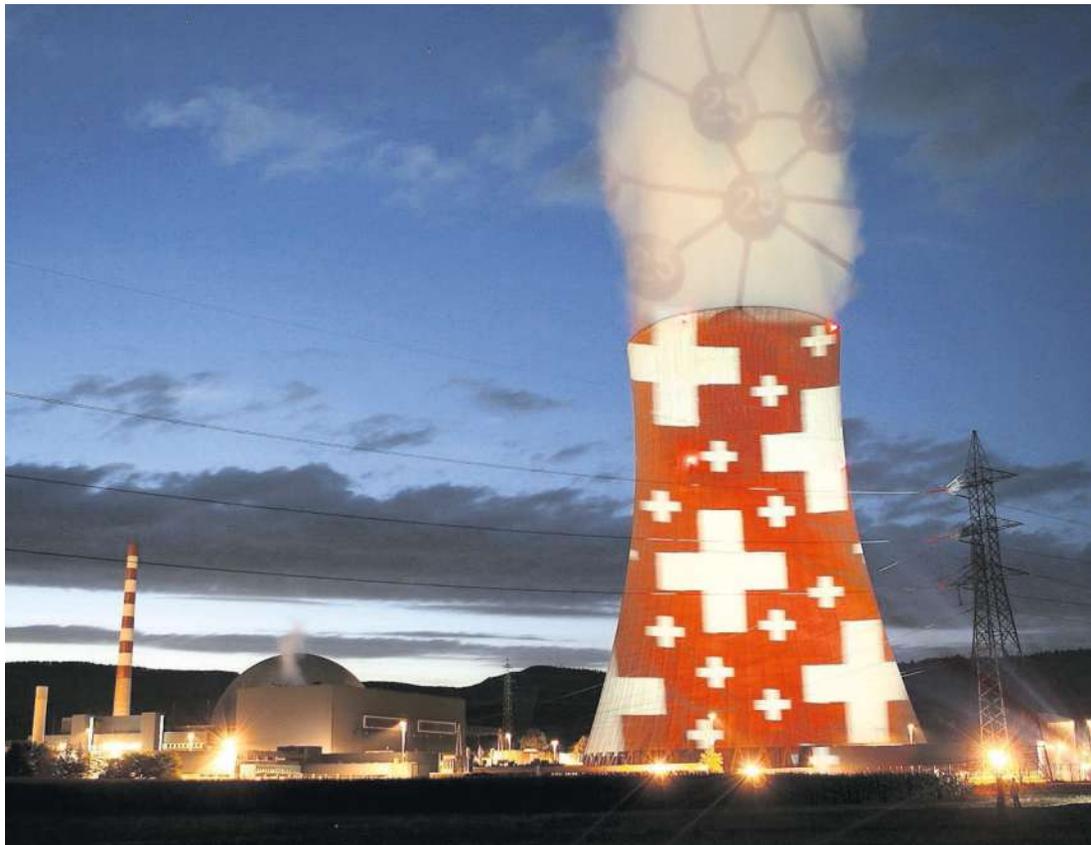
Mazzucato verweist auf die dennoch seit damals laufenden riesigen Forschungsprogramme der westlichen Staaten und Japans. Die Politiker trauten sich zu, dieses unerklärliche Dritte, den technischen Fortschritt, herzustellen. Gemäss der traditionellen Aufgabenteilung zwischen Staat und Privaten engagierten sich Universitäten, Verteidigungsministerien, Staatsfonds eher für Grundlagenforschung, die Privaten dagegen gründeten Unternehmen.

Zu diesem komplexen Verhältnis stellt Mazzucato richtig fest: «Es gibt keine lineare Kausalbeziehung zwischen den einzelnen Schritten Grundlagenforschung, Forschung (...) und Anwendung der Innovationen.» Das war ihre Einleitung, ihr Buch versucht aber das Gegenteil zu belegen, nämlich die direkten Lorbeeren des Staates für alle wirtschaftlichen Anwendungen.

Dürftige Belege

Bei den Produkten der Firma Apple, insbesondere beim iPhone, sind aber die Belege dürftig. Weil zwei Doktoranden Stipendien hatten, dann eine Firma für dessen Berührungsoberflächen gründeten und Jahre später an Apple verkauften, sei diese Technik «durch finanzielle Unterstützung des Staates» entstanden. Der erste Apple-PC wird als eines der berühmten «Garagenprodukte» verniedlicht, aber den Finger des Staates sieht man nicht. Die Entwicklung der Halbleiter als Durchbruch in die IT-Welt bei der Firma Fairchild Semiconductors wird sogar irreführend dargestellt.

Mazzucato spricht oft von Technik-Firmen als Abspaltungen aus Universitäten, und bei Fairchild nennt sie die Gründung eine «Abspaltung». Das war es auch, aber von einer privaten Firma, und



Ohne Staat – keine Kernkraft, sagt die britische Ökonomin Mariana Mazzucato. Das KKW Gösgen diene am 31. 8. 2004 als Projektionsfläche für den Lichtkünstler Gerry Hofstetter.

die abgesprungenen Gründer galten jahrelang neckisch als «die verräterischen acht». Den Arm des Staates sieht das Buch darin, dass die Firma das Wachstum auch grossen staatlichen Aufträgen verdankte. Das aber war das Wachstum, nicht die Technik.

Mazzucato versucht ihre These auf weiteren Gebieten vorzulegen - bei der Nanotechnik, dem Internet, den alternativen Energien und bei der Kernenergie. «Kernkraft würde es ohne Staat nicht geben», sagt sie richtig. Aber gerade heute bedeuten uns die Politiker Deutschlands und der Schweiz, das sei eine ganz falsche Wahl gewesen. Sie fördern nun ebenso heftig die alternativen Energien und ruinieren dabei die nachhaltigste Energie, die schon vorhanden ist, die Wasserkraft. So zielsicher dürfte die Hand des Staates also nicht sein, wenn sie Techniken fördert und auswählt. Das Buch ist eher ein Leitfaden für Gläubige; wer diese Thesen schätzt, der findet Material.

Aus kritischer Sicht der Quellen muss man anmerken, dass das Buch eine Leseliste nur anderer Bücher ist, weshalb die Beweisführung mit unscharfen Begriffen wie «meistens», «oft», «viele», «grosse» operiert. Und leider sind die meisten der verwerteten Bücherbelege unzulässig alt. Dass Mikroprozessoren «heute» so viel mehr leisten, sei «zu einem grossen Teil» staatlichen Steuerungen zu verdanken - meldet eine Quelle von 1996. Für IT-Technik ist das Paläontologie. Rechenschaftsberichte der zuständigen

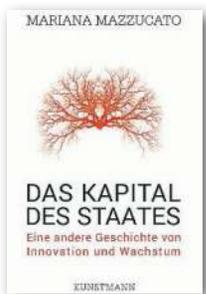
amerikanischen und britischen Forschungsinstanzen werden als Beweise des staatlichen Erfolgs dargestellt. Doch das zeigt eher deren Hunger nach neuen Krediten der Politik, darf man etwas weniger naiv unterstellen.

In Köpfe investieren

Die meisten Schilderungen Mariana Mazzucatos von technischen Entwicklungs- und Anwendungspfaden zeigen die erwähnte Aufgabenteilung: Die Universitäten und Verwaltungen fördern die Grundlagenforschung, die Privaten entwickeln die Anwendung und stürzen sich in die Risiken. Dass die Staaten dabei ein behauptetes hohes Risiko trügen, dürfte aber gerade unwahrscheinlich sein. Sie tragen die Bürde der Unvorhersehbarkeit, eine gute Unterscheidung an anderer Stelle, welche Mazzucato auf Keynes zurückführt. Die Autorin bemerkt auch richtig, dass eher die Personen als Träger von Ausbildung und Wissen zentral sind, und ihre eigenen Beispiele zeigen, dass diese Personen handeln.

Daraus formuliert Mazzucato zwei wichtige Wünsche:

Zum einen bringen öffentliche Gelder am meisten durch die Hebung des Bildungsniveaus der Personen, und zum andern soll der Staat dort, wo er Techniken belegbar erfinden liess, durch einen Patentfonds daran beteiligt werden. Dessen Einnahmen würden den spürbaren Nutzen staatlicher Förderung beweisen und entgelten. ●



Chronik Der deutsche Historiker Philipp Blom schreibt eine Geschichte der Zwischenkriegszeit

Auch unter Künstlern tummelten sich Mächtigen-Diktatoren

Philipp Blom: Die zerrissenen Jahre 1918–1938. Hanser, München 2014. 592 Seiten, Fr. 33.90.

Von Katja Gentinetta

Wiederholungen von Bestsellern machen skeptisch. Wer das erste Buch, «Der taumelnde Kontinent. Europa 1900–1914» von Philipp Blom gelesen hat, kennt das Rezept: Ein Kapitel pro Jahr, darin Figuren und Geschichten, die als Ganzes eine Epoche zeichnen. Man weiss also, worauf man sich einlässt - und wird nicht enttäuscht.

Im Gegenteil: «Die zerrissenen Jahre» sind wiederum ein glänzendes Panoptikum einer aufgewühlten Zeit zwischen zwei grausamen Kriegen. Nur zu Beginn, beim Rückblick auf den Ersten Weltkrieg, fühlt man sich etwas oft an das Vorbuch (und an alle publizistischen Auseinandersetzungen mit der Urkatastrophe) erinnert. Bald aber ist man - über den Jazz und die Harlem Renaissance - in einer neuen Welt. Umfassend ist das Buch deshalb, weil es von Europa und Russland in die USA und bis nach Shanghai reicht und Gesellschaft, Politik, Kunst, Wissenschaft, Technologie und Wirtschaft untersucht - 500 Seiten Kulturgeschichte im besten Sinne des Wortes, die alles einschliessen, was zu einer Zeit und ihren Menschen gehört.

Seine zentrale These aus dem «taumelnden Kontinent» führt Blom weiter: Die Kriege wirken nicht so sehr als Zäsur, sondern vielmehr als Intensivierung der Moderne. Für die Jahre dazwischen liegt der Fokus auf den zahlreichen Bürgerkriegen, so dass man in der Tat vom zweiten 30jährigen Krieg sprechen kann. Es waren die Grabenkämpfe um Ideologien, Parteien, Klassen und Rassen, die die Gesellschaften im Griff hatten. Es waren Konflikte, die zwischen Politikern und Wissenschaftlern genauso wie auch auf der Strasse ausgetragen wurden. «Aus der Nachkriegszeit wurde eine Vorkriegszeit.»

Mussolinis erotischer Erfolg

Wiederum porträtiert Blom bekannte und weniger bekannte Figuren. So ist vom Aufstieg Hitlers und seinen messianischen Verheissungen, die Hanna Arendt so glasklar erkannt hatte, die Rede. Die Schilderung gipfelt jedoch in der Abscheu des Regimes vor den schwarzen und jüdischen Medaillengewinnern an der Olympiade 1936.

Von Mussolini und seinem - auch erotischen - Erfolg, der wohl nicht zufällig an den «Cavaliere» erinnert, schreibt Blom. Aber der Reigen der Mächtigen-Diktatoren wird vom Dandy-Duce Gabriele D'Annunzio an der Adria eröffnet. Und nachgeschoben wird André Breton,



In den 1920er Jahren befreien sich die Frauen aus ihrem Rollenkorsett: zwei rauchende Badenixen am Strand von Lowestoft an der Ostküste Englands (1926).

der Gründer des Surrealismus, der vor allem sich selbst ein Denkmal setzen wollte.

An den Versailler Friedensverhandlungen nahm, wie wir wissen, John Maynard Keynes teil. Aber auch Paul Deschanel, der für kurze Zeit Präsident Frankreichs war und Urheber des Satzes «Nous venons de signer la deuxième guerre mondiale» ist; er wurde von geistiger Verwirrung heimgesucht.

In Erinnerung gerufen werden die Prohibition und ihre Hauptprofiteurin, die Mafia. Lesbar aber wird diese Episode als Kampf zwischen den alten puritanischen Einwanderern und den neuen katholischen. Und ganz nebenbei wird klar, dass es hinter verschlossenen Türen nun auch den Frauen möglich wurde zu rauchen, zu trinken, zu tanzen - und sich aus ihrem Rollenkorsett zu befreien.

Lenin wird geschildert und seine Geheimpolizei, die Tscheka - in Details, die man so schnell nicht vergisst. Dazu aber kommt die «Amerikanskaja»: der Versuch und strikte Wille, jede Armbeugung in der Fabrik zu messen, zu optimieren und zu kontrollieren. Und wieder einmal wird klar, dass kaum eine Utopie - und mag sie Bauhaus oder «Plan Voisin» heissen - ohne eine Durchstrukturierung der Gesellschaft und ihres Alltags auskommt. Den Höhepunkt erreicht die Darstellung des russischen Regimes aber mit dem «Holodomor», der Hungersnot in der Ukraine, vor der rund hunderttausend Familien nach Sibirien gebracht wurden, die schätzungsweise rund 3,5 Millionen Menschen das Leben kostete und die in veritablem Kannibalismus endete.

Werner Heisenberg entdeckte die Quantenphysik. Es war aber eine unbe-

kannte Astronomin, die als «Computer» für ihre männlichen Kollegen arbeitete, die den Grundstein für die Entdeckung anderer Galaxien legte.

In welchem Masse die Zeit von Verunsicherung, Desillusionierung und Utopien geprägt war, zeigt sich an bekannten Namen, die in unerwarteter Konstellation auftreten. So findet man etwa Virginia Woolf auf der Liste der Unterstützer der Eugeniker oder George Bernhard Shaw als glühenden Verfechter des stalinistischen Regimes - und Leugner bzw. Rechtfertiger seiner Greuelthaten.

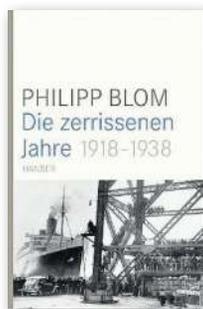
Beeindruckender Bogen

Nichts Neues unter der Sonne - auch das wird einem immer wieder bewusst, etwa wenn vom Verbot der Evolutionslehre die Rede ist, im Staate Tennessee im Jahr 1925, oder davon, dass Shoppen als Erlebnis verkauft wurde. Auch das «Anything goes» in den Bars von Berlin stellt alles Postmoderne in den Schatten.

Am Ende gibt der Spanische Bürgerkrieg einen Vorgeschmack auf das, was noch kommen sollte. Er war das perfekte Übungsfeld für Strategen und ihre neuen Waffen.

Blom schlägt in seinem neuen Buch einen beeindruckenden Bogen von der Erleichterung über das Kriegsende bis zur sich ankündigenden nächsten Katastrophe. Nur der Schluss, in dem er zum grossen Schlag gegen den «Glauben an den perfekten Markt» ausholt, wirkt seltsam. Aber es bleibt ein spannendes, leistungswertes Buch. ●

Katja Gentinetta ist Politikphilosophin und -beraterin, Lehrbeauftragte der Universität St. Gallen und Gesprächsleiterin der «Sternstunde Philosophie» am Schweizer Fernsehen.



Neutralität In einem engagierten Essay fordert die welsche Journalistin Joëlle Kuntz die Schweiz zu mehr Mut in der EU-Diskussion auf

Politik zwischen Routine und Panik

Joëlle Kuntz: Die Schweiz oder die Kunst der Abhängigkeit. Zwischenruf. NZZ Libro, Zürich 2014. 120 Seiten, Fr. 29.90.

Von Urs Rauber

Prominenter als die Autorin ist der Übersetzer des Buches, der auch gleich das Vorwort beisteuert: alt Botschafter Benedikt von Tschanner, früherer Minister im Bundesamt für Aussenwirtschaft und Chef der Schweizer Mission in Brüssel. Für von Tschanner zählt die Verfasserin Joëlle Kuntz «ohne Einschränkung zur Elite des welschen Journalismus». In der Tat hat die gebürtige St. Gallerin bis zu ihrer Pensionierung 2010 für fast alle massgeblichen Medien der Westschweiz geschrieben, vor allem für «Le Nouveau Quotidien» und «Le Temps», sowie diverse Bücher publiziert. Gelobt wurde sie in der Deutschschweiz speziell für ihr Buch «Schweizer Geschichte - einmal anders» (vgl. «Bücher am Sonntag» Nr. 1/2009).

Das Lob ist nicht unverdient, versteht es die Journalistin doch, historische Stoffe und aktuelle politische Diskussionen in wohlthuender Kürze und Klarheit auf den Punkt zu bringen.

Der «Zwischenruf» zur Schweizer Europa-Politik kommt in eleganter essayistischer Form daher, enthält pointierte Wertungen und verzichtet nicht auf gelegentliche Seitenhiebe - mit einer polemischen Schärfe, wie sie besonders die französische Publizistik liebt. «Volk und Stände hatten das demokratische Recht, das Land in die Irre zu führen», schreibt Joëlle Kuntz etwa über die Bundesrats-Botschaft zur abgelehnten Rheinau-Initiative (1954). Oder lustvoll zitiert sie den ehemaligen Genfer Ständerat Gilles Petitpierre mit seinem Bonmot: «Die beiden Brüste der Schweizer Politik sind die Routine und die Panik.» Nicht immer aber korrespondiert die Brillanz der Formulierung mit dem inhaltlichen Gewicht einer Aussage.



In der Libyen-Affäre 2008–2011 war die Schweiz abhängig von ausländischer Hilfe: Micheline Calmy Rey am 13. Juni 2010 auf Mission in Tripolis, um von Ghadhafi die Freilassung Max Göldis zu erwirken.



Kuntz umkreist in acht Kapiteln die Rolle der Schweiz zum Ausland, vor allem zur sie umgebenden EU, zwischen den Polen Abhängigkeit (Anschluss an grössere Gebilde, EU-Integration) und Unabhängigkeit (Autonomie, Neutralität). In diesem Spiel auf der Weltbühne habe die Schweiz seit gut 20 Jahren Rückschläge erlitten (Debatte um nachrichtenlose Vermögen, OECD-Sieg über das Bankgeheimnis, Libyen-Affäre, Steuerstreit mit Deutschland und Frankreich usw.). Dabei ist das Buch noch vor dem Volksentscheid vom 9. Februar 2014 entstanden, der das Land vor neue Herausforderungen stellt.

Die Autorin plädiert für einen pragmatischen Umgang mit der Abhängigkeit, denn Interdependenz sei heute existenziell. Das helvetische Dilemma charakterisiert sie wie folgt: «Im Blut der Schweizer gibt es kein Chromosom der Unabhängigkeit. Dagegen gibt es ein Bewusstsein der Abhängigkeit und die Kunst, sich darin zurechtzufinden, eine Routine im Verhandeln, die zur Meisterschaft führte, eine Obsession der Maximierung

der Vorteile und Minimierung der Zwänge, Selbstbewusstsein in der Handhabung des Rechts und eine gute Vertrautheit mit der Schiedsgerichtsbarkeit (...). Im Namen der Unabhängigkeit führen die Schweizer ihre Verhandlungen, im Zeichen der Abhängigkeit schliessen sie ab und unterzeichnen.»

Gerne würde man der Autorin bei solchen Erkenntnissen folgen, würde sie sie nicht immer wieder konterkarieren. Etwa indem sie einmal politische Neutralität für «obsolet» erklärt. Oder Patriotismus von rechts - den man ja nicht teilen muss - lächerlich macht. Oder indem sie die Rolle des Finanzplatzes klischiert und verhöhnt statt differenziert würdigt. In solchen Passagen bricht der missionarische Eifer der welschen EU-Befürworterin und engagierten Linken durch und lässt den Vorwurf des politischen Populismus auf sie zurückschnellen.

Dies allerdings mindert nicht ihre teils berechtigte Kritik an «bürgerlichen Souveränisten» und «Ultra-Realisten», die oft aus Angst in der Europa-Politik überhaupt nichts mehr wagen. ●



Zürich
Bederstrasse 4

Basel
Güterstrasse 137

Bern
Länggassstrasse 46

Luzern
Ruopigenstrasse 18

Aarau
Freihofweg 2

100'000 antiquarische Bücher

buecher-brocky.ch

Kunst	Sport	Hobby
Kinder	Politik	Reisen
Helvetika	Literatur	Kochen u.v.m.

Formel 1 Eine neue Biografie zeichnet Michael Schumachers sportliche Karriere nach. Ungereimtheiten werden weggelassen

Immer rundherum

Karin Sturm: Michael Schumacher. Die Biografie. Herbig, München 2014. 304 Seiten, Fr. 29.90, E-Book 23.90.

Von Wolfgang Bortlik

Ende Dezember 2013 verunglückt Michael Schumacher beim Skifahren. Der siebenfache Formel-1-Weltmeister verletzt sich dabei schwer. Im Universitäts-Spital von Grenoble wird er in ein künstliches Koma versetzt. Nach der offensichtlich gelungenen Aufwachphase verlegt man ihn nach Lausanne. Seither wird sein Zustand von der Familie und der Managerin nicht mehr kommuniziert. Fotos, welche die Ehefrau Schumachers beim Besuch im Spital zeigen, dürfen laut gerichtlichem Beschluss nicht abgedruckt werden. Dies soll dem Schutz der Familie dienen.

Schon früher haben die Schumachers mit allen juristischen Mitteln einen undurchdringlichen Wall um ihre Privatsphäre gebaut. Eigentlich keine guten Voraussetzungen, um eine Biografie von Michael «Schumi» Schumacher zu schreiben.

Die Autorin Karin Sturm, eine akkreditierte Motorsport-Journalistin, erwähnt dieses Faktum sehr früh in ihrem Buch und berichtet vor allem von Schumis sportlicher Karriere.

Sturm tut das kompetent und umfassend, doch man mag einer Sportart, in der Menschen, in windschnittigen Karosserien verpackt, mit hochgezüchteten Motoren immer rundherum im Kreis brummen, vielleicht nicht so viel abgewinnen.

Dabei hat gerade Michael Schumacher oftmals sehr spektakulär dafür gesorgt, dass etwas los war auf den Rundstrecken. Bald schon taucht der Name «Schummel-Schumi» auf, kein anderer Formel-1-Fahrer hat ein umfangreicheres Sündenregister und muss sich häufiger vor den strengen Richtern des Automobil-Weltverbandes (FIA) verantworten als Michael Schumacher: verbotene Überholmanöver, Rammstösse gegen Konkurrenten, Blockieren der Rennstrecke - nun, auch das kann man in diesem Buch recht vollständig nachlesen, auch wenn der Ausdruck «Schummel-Schumi» tunlichst vermieden wird.

Anders sieht es der «Kronen»-Wirt von Wolfhalden im Appenzell: «Schumi ist ein so flotter Kerl. Ein guter Mensch. Der nützt uns allen, der ganzen Menschheit. Viel mehr als diese Grünen.» Ende 2001 beschliesst Familie Schumacher nämlich, ins Appenzellische zu ziehen. Seinen Heimatort Kerpen in der Nähe von Köln hat Schumi ja schon längst verlassen, über Monaco ist er an den Genfersee gekommen, wo er mit seiner Corinna eine Familie gegründet hat. Böse Zungen reden zwar von Steuerflucht, aber kann man es Schumi verdenken, aus dem recht sachlichen Kerpen an den idyllischen Lac Léman zu zügeln?

Aber nun will er ins Appenzell, auf den Guggenbühl ob Wolfhalden. Dummerweise liegt das Objekt, das Michael Schumacher und seine Familie zu ihrem neuen Heim umbauen wollen, in der Landwirtschaftszone. 2002, als seine Rennfahrerkarriere auf dem Höhepunkt ist und er nach 11 von 17 Rennen schon die Weltmeisterschaft feiert, muss er in der Schweiz eine empfindliche Niederlage einstecken. Den diversen Einsparungen gegen die Umzonung des Guggenbühls wird stattgegeben. Familie Schumacher bleibt am Genfersee.

Diese schöne Episode sucht man allerdings vergebens im Buch von Karin



Sturm. Die gelegentliche Auflockerung der Rennsport-Berichterstattung ist zäh, der Originalton Schumachers staubtrocken, nur einmal ist er unfreiwillig lustig: «Ich fühle mich gerade wie ein 12-Jähriger, der durch die Gegend hüpfert wie ein kleiner Junge.» Das sagt er, als er 2010 zum Start seiner zweiten Rennkarriere bei Mercedes unterschreibt. Diese allerdings bleibt relativ erfolglos, worauf Schumacher mehr oder weniger elegant aus dem Formel-1-Zirkus verabschiedet wird.

Selbstverständlich wünscht man Michael Schumacher weiterhin alles Gute zur Genesung. ●

Amerika Ein Kontinent bekennt Farbe



«**Photochrome**» nennen sich die ersten fotografischen Farbbilder des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Sie sind zwar bunt, muten in ihren verblassten Fehlfarben aber dennoch wie Schwarzweiss-Bilder an. Die komplizierte Drucktechnik – sie wurde in der Schweiz in der Druckerei Orell Füssli entwickelt und erreichte bald Amerika – gaukelt dem Betrachter eine Farbfotografie vor, bestand aber in Tat und Wahrheit lediglich darin, ein Schwarzweiss-Negativ mittels eines aufwendigen Verfahrens zu kolorieren. Der Taschen Verlag hat aus einer Privatsammlung erstmals eine Auswahl von in Detroit hergestellten Photochromen der Neuen Welt in einem mehrkiloschweren, überdimensionierten Bildband her-

ausgegeben. Trotz seiner Unhandlichkeit erlaubt das enorme Werk eine wundersame Reise durch ein längst vergangenes Amerika: weite grandiose Landschaften, Wüsten, Wasserfälle, Canyons, Städte. Aber auch Menschen: Indianer, Einwanderer verschiedenster Hautfarbe, Cowboys, Goldgräber oder einfach Männer und Frauen, die sich am Strand von Atlantic City, New Jersey, vergnügen, dem damals beliebtesten Badeort an der Ostküste der USA (siehe Bild).

Geneviève Lüscher

Marc Walter, Sabine Arqué: *An American Odyssey.*

Photos from the Detroit Photographic Company 1888–1924. Taschen, Köln 2014. 612 Seiten, Fr. 202.–.

Biografie Der Historiker Volker Reinhardt legt eine umfangreiche Monografie zu Marquis de Sade (1740–1814) vor

Sexuell abartig

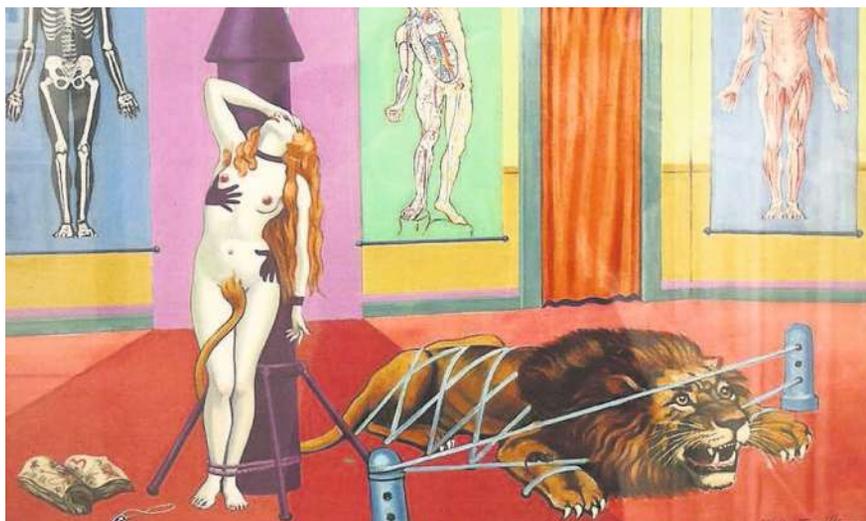
Volker Reinhardt: De Sade oder die Vermessung des Bösen. C. H. Beck, München 2014. 464 Seiten, Fr. 37,90, E-Book 27.-.

Von Alexis Schwarzenbach

Leben und Werk des Marquis de Sade waren so berüchtigt, weil der 1740 geborene Aristokrat aus der Provence fast dreissig Jahre seines Lebens hinter Gittern verbrachte. Dass der mehrfach zum Tode Verurteilte, anders als viele seiner adeligen Standesgenossen, der Guillotine entging und erst 1814 friedlich im Bett verstarb, ist eines der Paradoxa, denen Volker Reinhardt in seinem neuen Buch nachgeht. Gestützt auf die umfangreichen Recherchen vornehmlich französischer Forscher zeichnet der in Fribourg lehrende Historiker den erstaunlichen Werdegang des Marquis nach.

In den ersten Kapiteln legt er besonderes Augenmerk auf die zahlreichen gerichtsnotorischen Affären, bei denen de Sade noch vor Beginn seiner literarischen Karriere mit Prostituierten und Hausangestellten sexuell-weltanschauliche Fantasien auslebte. Reinhardt argumentiert überzeugend, dass die atheistisch-nihilistischen Grundlagen der de sadeschen Gedankenwelt damals bereits bestanden haben. Wie bei anderen Intellektuellen des 18. Jahrhunderts haben vermutlich die Doppelmoral des Ancien Régime, bei der selbst Geistliche wie de Sades lebensfroher Onkel in Sachen Sexualität Wasser predigten, aber Wein tranken, sowie die eigene Kriegserfahrung und der politische Zynismus im Zeitalter der «bouleversements des al-

So stellte sich Maler Clovis Trouille 1937 die Qualen der Justine vor, der Protagonistin im gleichnamigen Roman, den der Marquis de Sade 1791 veröffentlicht hat.



liances» dazu geführt, dass de Sade bereits Mitte zwanzig nicht nur an Gott, sondern auch an das Gute im Menschen nicht mehr glauben wollte.

Auf Betreiben seiner Schwiegermutter, die den wegen seiner Affären in Verurteilung geratenen Marquis aus dem Verkehr ziehen will, wird der 38-jährige 1778 erstmals langfristig inhaftiert, zunächst in Vincennes bei Paris, danach in der Bastille. Während der fast elfjährigen Gefangenschaft verfasst de Sade zahlreiche Texte, darunter seine heute berühmtesten Werke, «Die 120 Tage von Sodom» sowie die erste Fassung der «Justine»-Romane. Während «Sodom» erst 1904 posthum erscheint und den De-Sade-Kult im 20. Jahrhundert erheblich befeuert, erscheint der Roman über die tugendhafte Justine und ihre lasterhafte Schwester Juliette schon kurz nach der Entlassung de Sades 1791.

Die grauenhaften Folterszenen beider Texte, in denen unschuldige Opfer beiderlei Geschlechts von enthemmten «Libertins» zur Luststeigerung erniedrigt, gequält und ermordet werden, erregen ungeheures Aufsehen und werden rasch verboten. Der Marquis selber wird 1801 erneut verhaftet und bis zu seinem Tod in einer Heilanstalt für Geisteskranke

festgehalten. Dank wohlwollender Behandlung durch den Anstaltsleiter genießt er zahlreiche Privilegien, darf seine Geliebte zu sich nehmen, Theaterstücke inszenieren und weitere Bücher schreiben.

Trotz des spannungsgeladenen Themas bleibt Reinhardts De-Sade-Biografie seltsam blutleer. Das hat zum einen mit der rigiden Komposition des Buches zu tun, das sich von der chronologischen Erzählung nie löst und jeden einzelnen Text des äusserst produktiven Marquis nach demselben Muster nacherzählt und analysiert. Zum anderen mangelt es dem Werk teilweise an Kontextualisierung. Da Verweise auf Textanalysen anderer Autoren fast durchwegs fehlen, wird nur Experten klar, welche Interpretationen von Reinhardt stammen und was bereits früher gesagt worden ist. Des Weiteren fehlen Bezüge zu den inzwischen sehr gut erforschten, revolutionären Pamphleten, in denen es Königin Marie-Antoinette mit der de sadeschen Superschurkin Juliette in allen Niederungen der sexuellen Devianz durchaus aufnehmen kann, sowie erstaunlicherweise auch jeder Verweis auf die verdienstvollen De-Sade-Übersetzungen von Stefan Zweifel und Michael Pfister. ●



Journalismus Reflexionen zur Rolle des Feuilletonisten zwischen Kunst und Publikum

Braucht es heute noch Kulturpublizisten?

Ruedi Widmer (Hrsg.): Laienherrschaft. 18 Exkurse zum Verhältnis von Künsten und Medien. Diaphanes, Zürich 2014. 320 Seiten, Fr. 35.40.

Von Lukas Meyer

Der legendäre Kulturpublizist Fritz J. Raddatz ärgerte sich einst über das bei einer Blattkritik zur Schau gestellte Desinteresse des Politikers Joschka Fischer an Kultur und am renommierten Feuilleton seiner «Zeit». Doch Raddatz' bildungsbürgerliche Ideale und Autoritäten – eine Haltung, die Barbara Basting als «Kulturnobismus» bezeichnet – wurden längst von einer Herrschaft der Laien abgelöst, wie der sorgfältig zusammengestellte und schön aufgemachte Sammelband im Titel postuliert.

Herausgeber Ruedi Widmer, Leiter des Master-Studienganges «publizieren & vermitteln» an der Zürcher Hochschule der Künste, präsentiert 14 Originalbeiträge von Journalisten, Autoren, Kulturschaffenden und Theoretikern sowie vier kenntnisreich von ihm selber geführte Interviews.

Ergänzt und abgerundet werden diese Aufsätze an der Grenze von Akademie und Journalismus durch Zeichnungen von Yves Netzhammer und fragende Intermezzi verschiedener Stimmen.

Ohne in kulturpessimistisches Wehklagen zu verfallen, verhandeln die Texte die neue Rolle des Kulturpublizisten, der seinen Platz in der digitalen Kultur- und Medienwelt von heute noch nicht so richtig gefunden hat. Die Feuilletons – traditionelles Wirkungsfeld des Kulturpublizisten – behandeln eine



grosse Palette an Themen und sind ein «tolles Instrument, um Debatten zu lancieren und zu führen», wie es der kürzlich verstorbene FAZ-Mitherausgeber Frank Schirrmacher genannt hat.

Abseits der Debatten wird der rezensierende oder Künstler befragende Kulturpublizist oft als Teil einer Marketing-Maschinerie instrumentalisiert, merkt Jean-Martin Büttner an.

Auf der anderen Seite muss er immer auch auf das «Phantom des durchschnittlichen Zeitungslesers» achten, so Michel Mettler im Epilog.

Doch bald werden die Leute sowieso nur noch Kunst rezipieren, die sie oder ihre Freunde selber produziert haben, meint Boris Groys – was wohl die Vollendung der Laienherrschaft bedeutete. Offen bleibt, ob es dann überhaupt noch Kulturpublizisten braucht. ●

Essays Die Porträts des französischen Schriftstellers Charles-Augustin Sainte-Beuve (1804–1869) über seine Zeitgenossen lesen sich heute noch mit Genuss

Montagsgespräche

Charles-Augustin Sainte-Beuve: Menschen des XVIII. Jahrhunderts. Neu ediert von Andreas Urs Sommer. Eichborn, Berlin 2014. 421 Seiten, Fr. 52.-.

Von Janika Gelinek

Als Rezensentin, die ein aktuelles Buch flugs besprechen muss, bevor das Interesse von Redaktion und Leserschaft zum nächsten Buch weiterreilt, kann man vor dem gigantischen Lebenswerk des französischen Kritikers Charles-Augustin Sainte-Beuves nur andächtig verstummeln: Über 600 «Causeries du Lundi» verfasste er von 1849 bis 1869 für verschiedene Zeitungen. Woche für Woche legte er einen Essay von oft mehreren Dutzend Seiten vor – und zwar nicht nur über zeitgenössisches, sondern auch über entlegene Gestalten wie die Frau von Graffigny, eine Bewunderin Voltaires, oder das Fräulein von Lespinasse, die sich der Nachwelt durch ihre glühenden Liebesbriefe erhalten hat.

Einige dieser Essays sind im Buch «Menschen des XVIII. Jahrhunderts» enthalten, darunter Porträts Diderots und Montesquieus sowie ein dreiteiliger Essay, der vom 14. bis 28. Juni 1852 erschien. In aller Ruhe entfaltet dieser die ambivalente Gestalt des Dichters des «Figaro»: «Ein so volles, so weit zerstreutes, in vieler Beziehung so erfindungsreiches und abenteuerliches Leben wie dasjenige Beaumarchais' kann nicht in wenige Worte zusammengedrängt werden. Es ist notwendig, dass man sich eine allgemei-

ne Vorstellung darüber bilde und es einigermassen in den verschiedenen Richtungen verfolge, in welche es sich gewagt hat, um zu einem billigen Schlusse über die Natur des Menschen und über diejenige des Talentes zu gelangen.»

Wenn es dem heutigen Leser gelingt, sich vom unmittelbar auf Pointen und Urteil geichteten Lesen zu entfernen und nicht nach dem einen, ein Werk bejubelnden oder vernichtenden Satz zu suchen, sondern wenn er sich einlässt auf den sein Sujet umkreisenden Stil Sainte-Beuves, dann ist die Lektüre der Essays ein Gewinn sondergleichen. Glänzend formuliert, haben sie den Anspruch, ein Werk sowohl von Seiten der Persönlichkeit des Autors als auch seines Umfelds und seiner Epoche her zu beleuchten. Der Schriftsteller Sainte-Beuve schreibt, nach einem Wort Stefan Zweigs, «mit der Kunst des erlesenen Feinschmeckers, der mit bewusster Langsamkeit das Herz der Artischocke unter den Blättern auslöst: Lesen, Exzerpieren, Notieren und Schreiben war ihm irgendwie ein kulinarischer Genuss.»

Diese Methode, ein Werk aus dem Leben des Autors heraus zu entwickeln, fand seit jeher prominente Widersacher – allen voran Marcel Proust, der dem Literaturkritiker eine eigene Schrift, «Contre Sainte-Beuve», widmete, die zur programmatischen Keimzelle seiner «Recherche» wurde. Auch Friedrich Nietzsche schrieb Sainte-Beuve als «süßlich», der Kritiker betreibe eine «Seelen-Aushorchung und -Anschnüfflung, wie sie von diesen un-



Charles-Augustin Sainte-Beuve schrieb seine Essays für Zeitungen wie den «Figaro» (hier eine Ausgabe von 1857).



männlichen Genüsslings des Geistes ohne Rückgrat gehandhabt wird.»

Diese Kritik ist erstaunlich, da Nietzsche es war, der den 1880 erstmals erschienenen Band angeregt hat, anonym übersetzt von Ida Overbeck, der Frau des mit Nietzsche befreundeten Theologen Franz Overbeck. Ihr widmet die Neuaufgabe nun überreichlich Platz, indem sie auch private Aufzeichnungen Overbecks aufnimmt, die nichts zur Sache beitragen. Kenntnisreich hingegen zeigt die Einleitung, wie Sainte-Beuves Opus Nietzsche nach anfänglicher Begeisterung zur «philosophisch-polemischen Phantasmagorie» gerinnt und die eigentliche Lektüre in den Hintergrund tritt.

Gerade diese jedoch sei lebhaft empfohlen, verbunden mit dem Wunsch, dass einmal alle «Causeries» Sainte-Beuves so sorgfältig kommentiert auf Deutsch vorliegen werden. ●

Ornithologie Sprachlich brillant führte ein britischer Bibliothekar Tagebuch über Wanderfalken

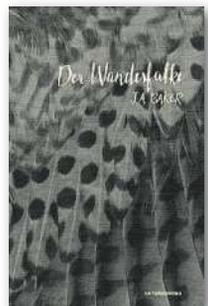
Kein Flügelschlag entging ihm

John Alec Baker: Der Wanderfalk. Matthes und Seitz, Berlin 2014. 218 Seiten, Fr. 40.90.

Von Kirsten Voigt

Die meisten Menschen kennen wohl das Gefühl, das der Blick zum Himmel verursacht, durch den Vögel kreisen, in den sie sich rauschend erheben, den sie feilschnell durchmessen.

In melancholischen und romantischen Momenten löst dieser Blick Sehnsucht nach einem ganz anderen Dasein aus, einer scheinbaren Unbeschwertheit – denn sie säen nicht, sie ernten nicht, und dennoch haben sie jene Neid erregende Kraft, an der es ungefederten Zweibeinern zu oft gebricht: die Kraft, sich über alles Irdische zu erheben, die Dinge von einer höheren Warte aus zu sehen. Ein ähnliches Gefühl muss es gewesen sein,



das John Alec Bakers Obsession beflügelte: Der Bibliothekar (1926–1986), beobachtete zehn Jahre lang Wanderfalken in der Grafschaft Essex.

In «Der Wanderfalk» sind sieben Monate in Form eines Tagebuchs fixiert – von Oktober bis April 1962/63 setzte sich der damals 36-Jährige, der unter einer schweren rheumatischen Erkrankung litt, auf die Spur dieser Tiere. Das Vorwort von Robert MacFarlane hält ein treffendes Bonmot parat: Über Becketts «Warten auf Godot» sage man, es sei ein Buch, in dem nichts passiere und das zwei Mal. Für Bakers «Der Wanderfalk» gelte fast dasselbe – auch hier passiere nichts und das hunderte Male.

Dass aus einem solchen Stoff beeindruckende 200 Seiten Text werden, liegt am grandiosen sprachlichen Erfindungsreichtum Bakers. Es ist kaum fassbar, wie variantenreich er Vögel, ihr Gefieder, ihre Augen, ihr Verhalten, Flugrouten,

Witterungsbedingungen, Lichtstimmungen, Flora und Landschaft zu schildern vermag – das Spähen, Jagen, Töten, Fressen. Man fragt sich dabei, wie er im Detail vorgegangen sein mag. Hat er sich Skizzen gemacht? Inwieweit hat er seine Studien unter freiem Himmel mit der Konsultation ornithologischer Standardwerke unterfüttert?

Sein Gedächtnis scheint schier fotografisch gewesen zu sein. Kein Flügelschlag, kein Blickwechsel entgeht ihm – und auch die Tierkadaver, die abgenagten Knochen beschreibt er noch mit einer detailgenauen Mikro-Poesie.

Das einzige, was man über John Alec Baker weiss: Er war mit dem Fahrrad unterwegs und gewiss dann am glücklichsten, wenn er keinem Menschen begegnete – denn er sah seine gefiederten Freunde durch den Menschen bedroht und war schon deshalb alles andere als ein Philanthrop. ●

Klassiker Eine neue Biografie betont die vielen Facetten von Heinrich Heine (1797–1856)

Die Geschichte erschien ihm zunehmend als Kuddelmuddel

Rolf Hosfeld: Heinrich Heine. Die Erfindung des europäischen Intellektuellen. Biografie. Siedler, München 2014. 509 Seiten, Fr. 37.90, E-Book 24.40.

Von Manfred Koch

Einen «Klassiker des Ärgernisses» hat man ihn genannt. Zu Heinrich Heines 100. Todestag am 17. Februar 1956 veröffentlichte die bundesdeutsche Regierung in Bonn eine Stellungnahme, die von Huldigungen abriet. Dieser Mann habe zu vieles geschrieben, was man «unmöglich billigen» könne. Etwas mehr als zehn Jahre nach dem Ende des «Dritten Reichs», in dem Heine entweder als «jüdischer Witzling» verunglimpft oder totgeschwiegen worden war, überwog im freien Teil Deutschlands immer noch das Unbehagen. Frivol und blasphemisch seien Heinrich Heines Schriften, hiess es verbreitet, liederlich sei sein Lebenswandel gewesen. Und wenn man schon auf antisemitische Anwürfe verzichtete, wies man doch gekränkt darauf hin, welch böse Dinge Heinrich Heine von seinem Pariser Exil aus über Deutschland gesagt habe.

Zur gleichen Zeit begann die DDR, Heine als Teil des sogenannten «klassischen Erbes» ihrer frühkommunistischen Vorgeschichte einzuverleiben. Wer Heine dort aber wirklich las, musste bald feststellen, dass sein Erbe bei einem oppositionellen Liedermacher wie Wolf Biermann besser aufgehoben war. Biermann zitierte gerne Heines ironisches Lob der Zensur, die den Stil verbessere, indem sie zu immer raffinierteren Formulierungen zwingt. Und man verstand: Was die DDR in Wahrheit beherzt fortführte, war die Tradition des preussischen Überwachungsstaats, der schon den grossen Vorgänger aus dem Land getrieben hatte.

Vielschichtiges Werk

Heute gibt es kaum mehr Streit um Heine, dafür ist eine gewisse Beliebtheit eingekehrt. Im Gedenkjahr 2006 war man sich einig, dass Heines unbestrittene Meisterschaft auf der «Vielschichtigkeit und Widersprüchlichkeit seines Denkens» beruhte. In dieser Allgemeinheit war dem kaum zu widersprechen; alle konnten sich nun, in postmodern gelockerten Zeiten, irgendwie auf Heine berufen.

Rolf Hosfeld zeichnet erfreulicherweise wieder ein geschlosseneres, griffigeres Heine-Bild. Die Widersprüche werden dabei keineswegs eingeebnet, im Gegenteil. Hosfeld zeigt ausführlich, was Heine alles zugleich war: der Genussmensch, der sich mit den Ärmsten der Armen solidarisierte; der politische

Schriftsteller, der unbeirrbar die Autonomie der Kunst verteidigte; der Romantiker, der sich über romantische Sentimentalität lustig machte; der aufgeklärte Religions-Spötter, der am Ende verkündete, dass man vernünftigerweise doch besser eine Religion haben sollte. Aber Hosfeld gelingt es, diese Facetten zu einem überzeugenden Portrait zusammenzuführen. Sein Heine ist, kurz gesagt, ein engagierter Skeptiker, ein publizistischer Freiheitskämpfer, der sich einen wachen Blick für die Irrwege der Freiheit bewahrt hat.

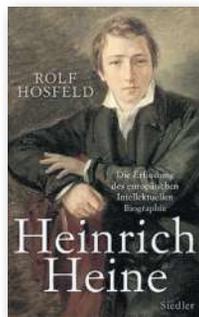
Idealist, aber kein Utopist

Zeit seines Lebens hat sich Heine zu den Idealen der Französischen Revolution bekannt, die ja auch die bürgerliche Gleichstellung der Juden gebracht hatte. Schon die jakobinische Schreckensherrschaft war in seinen Augen aber nicht einfach ein Betriebsunfall auf der Bahn des glorifizierten Fortschritts. Hosfeld zeigt, wie Heine hier erstmals das moderne Phänomen der Massenmobilisierung im Dienst einer «höheren», absolut gesetzten Idee mit all seinen verheerenden Folgen ausmachte. Wo Ideologen und die ihnen folgenden Hitzköpfe um der Befreiung ganzer Kollektive - wenn nicht gar der Menschheit - willen sich bereit erklärten, grosszügig Todesopfer in Kauf zu nehmen, reagierte er besonders empfindlich: «Ist das Leben des Individuums nicht vielleicht eben so viel wert wie das des ganzen Geschlechts?»

Von daher sein Misstrauen gegen Fundamentalisten jeglicher Art. Die deutschen nationalen Burschenschafter waren ihm genauso suspekt wie die frühkommunistischen Sektierer im Paris der 1830er und 1840er Jahre. Heine war, das lernt man aus diesem Buch, trotz seiner Sympathie für die Saint-Simonisten kein Utopist und trotz seiner Freundschaft mit Marx kein Anwalt der Revolution.

Er sah seine Aufgabe vielmehr darin, «Geschichtsschreiber der Gegenwart» zu sein, die vielfältigen, verwirrenden Veränderungen des beschleunigten modernen Lebens zu registrieren und einem breiten Publikum in einer neuen, packenden Sprache darzustellen. Bestehendes Unrecht prangerte er unverhohlen an und genoss es sichtlich, den Mächtigen, die ihm den Mund verbieten wollten, mit seiner genialen Frechheit die Stirn zu bieten.

Nie hat er, wie man-



Der publizistische Freiheitskämpfer und Dichter Heinrich Heine. Bronzedenkmal von Waldemar Grzimek in Berlin (1958).



che seiner Zeitgenossen, so getan, als kenne er den Fahrplan der Weltgeschichte. Sie erschien ihm mit den Jahren sowieso zunehmend als sinnloses «Kuddelmuddel».

Heines Aversion gegen «fixe Ideen», sein Plädoyer, den Ideenhaushalt beweglich und vielstimmig zu gestalten - das ist der Leitfaden, an dem Hosfeld die Lebensgeschichte bis hin zu den Leidensjahren in der «Matratzengruft» erzählt. Auch seinen eigenen Tod liess Heine nicht zur fixen Idee werden, sondern umkreiste ihn in seinen letzten Texten mit abgründiger Komik. Körperlich vollkommen ruiniert, schrieb er weiter, teilweise pointenreicher und schöner als zuvor. Solange das möglich war, lohnte es sich zu leben! Heines grösste Angst war deshalb, sein Sprachgenie vor dem physischen Ende zu verlieren. Das ist der schaurige Unterton des derb-heiteren

Gedichts mit der Anfangszeile «Mich ruft der Tod»: «In meinem Hirne rumort es und knackt, / Ich glaube, da wird ein Koffer gepackt, / Und mein Verstand reist ab - o wehe - / Noch früher als ich selber gehe.» ●

Altägypten Hatschepsut hat es als zweite Frau in die Biografienreihe «Gestalten der Antike» geschafft Pharaonin in Männerkleidern

Peter Nadig: Hatschepsut. Zabern, Darmstadt 2014. 208 Seiten, Fr. 44.90, E-Book 29.40.

Von Geneviève Lüscher

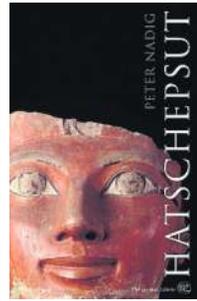
Der Althistoriker Peter Nadig beginnt seine Biografie der Hatschepsut mit dem Mythos der göttlichen Zeugung und Geburt, den die Herrscherin zu Legitimationszwecken in ihren Gedächtnistempel in Deir el-Bahari einmeisseln liess. Diese mythische Erzählung war nötig, denn Hatschepsut war nie für die Königsherrschaft vorgesehen. Pharaos wurden im alten Ägypten nur Männer.

Wann Hatschepsut geboren wurde, ist nicht bekannt. Man weiss nur, dass sie als legitime Tochter von Thutmosis I. ab 1479 v. Chr. auf dem Thron sass und 1459 im Amt verstarb. Sie hatte, als ihr Mann Thutmosis II. früh starb und sein Nachfolger, ihr Neffe Thutmosis III., noch ein

Kind war, die Regierungsgeschäfte übernommen. Klugerweise installierte sie den Neffen als Mitregenten, verlieh sich selbst aber die vollständige Königstitulatur als männlicher Pharaos. Ihre Identifikation ging so weit, dass sie sich verkleidete und mit den Insignien Bart und Lendenschurz darstellen liess.

Ihre Herrschaft, betont Nadig, wäre nicht möglich gewesen, hätte Hatschepsut keine Unterstützung am königlichen Hof genossen. Vermutlich gelang es ihr, die wichtigsten Ämter mit ihren Vertrauten zu besetzen.

Die Pharaonin führte ihr Land während vieler Jahre, was als Zeugnis einer guten Herrschaft gelten kann. Sie baute Tempel und liess vernachlässigte Gebäude restaurieren. Mit Kriegszügen nach Nubien und Syrien beschäftigte sie Thutmosis III., nur an einem ins Reich Kusch am mittleren Nil nahm sie selber teil. Stolz war sie auf ihre Expedition ins geheimnisvolle Weihrauchland Punt, das



Nadig gemäss neuester Forschung zwischen Port Sudan (Sudan) und Asmara (Eritrea) lokalisiert.

Es ist nicht bekannt, woran Hatschepsut gestorben ist. Sicher ist, dass Thutmosis III. danach ihr Andenken auszulöschen versucht hat. Dass sie ihn nur als Mitregenten akzeptierte, nahm er ihr übel. Die ältere, eher männliche Forschung interpretierte Hatschepsut deswegen gerne als böse Stiefmutter. Nadig sieht in ihr eine kluge Herrscherin, die ihren Nachfolger aufbaute, bevor sie ihm nach und nach die Geschäfte überliess.

Der Autor leistet auf 200 Seiten solide Arbeit und verzichtet weitgehend auf die fruchtlosen Diskussionen um die angeblich identifizierte Mumie der Herrscherin, um deren Backenzahn und um DNA-Analysen, die sich – kaum verkündet – als Luftschlösser erwiesen haben. Sein Buch liest sich flüssig, die Aufmachung kommt mit den Schwarz-Weiss-Abbildungen allerdings etwas altbacken daher. ●

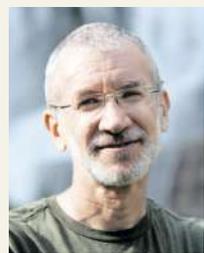
Das amerikanische Buch New York – die entfesselte Metropole

Dass Manhattan einst Mannahatta hiess und die dort beheimateten Lenape-Indianer damit «Insel der vielen Hügel» meinten, dürfte bekannt sein. Schliesslich hat der Umweltforscher Eric Sanderson in seinem vielgelobten Bildband «Mannahatta» (Harry N. Abrams, 2009) die Landschaft der Insel vor dem Eintreffen des Seefahrers Henry Hudson im Jahr 1609 rekonstruiert. Einzelne Aspekte der New Yorker Naturgeschichte wie die Vernichtung der immensen Austerbänke durch Industrie, Abwasser und den Ausbau der Häfen dürften vielen Lesern dank Mark Kurlanskys «The Big Oyster» (Penguin, 2006) ebenfalls vertraut sein.

Dennoch schliesst **Ted Steinberg** nun mit **Gotham Unbound. The Ecological History of Greater New York** (Simon and Schuster, 517 Seiten) eine Lücke. Von der Kritik als «grandioser Dienst an der Allgemeinheit» gelobt, schildert der Historiker in einem grossen Wurf die Überwältigung der üppigen Natur in der Marsch- und Insellandschaft an der Hudson-Mündung durch Holländer, Briten und schliesslich Amerikaner detailliert und anschaulich. Persönlichkeiten wie der Gouverneur John Montgomerie (?-1731) oder der Landvermesser John Randel (1787-1865) treten auf und Steinberg ordnet ihr Wirken in die «Entfesselung» der Metropole zu Lasten der Natur ein. Montgomerie gab der bereits von den Holländern in «Neu-Amsterdam» begonnenen Ausdehnung urbaner Wohn- und Hafengebiete in die Gewässer zwischen Long Island und New Jersey gesetzliche Grundlagen. Und Randel schuf 1811 mit dem «Grid» das schachbrettartige Muster für die Bebauung Manhattans, der



Schon ein Platzregen kann die New Yorker Kanalisation an ihre Grenzen bringen: Überschwemmung in Brooklyn am 29. Oktober 2012. Autor Ted Steinberg (unten).



zahlreiche Hügel und viele Quadratkilometer von Wald und Marschland zum Opfer fallen sollten.

Doch der seit 25 Jahren auf die Beziehung zwischen Mensch und Natur in den USA spezialisierte Steinberg geht darüber hinaus und identifiziert zumindest für Laien neue Trends in der New Yorker Stadtgeschichte. So verschwand die Behandlung der Landschaft als «commons» oder «Allmende» nicht mit dem Untergang der Lenape im 17. Jahrhundert. Bis in die Depressionsära hinein nutzten hungrige Immigranten die Marschen auf Staten Island oder an der Jamaica Bay als Jagd- und Fischgründe. Dann geriet diese mittelalterliche Tradition in den Zangenangriff des unaufhaltsamen Wachstums und der um 1920

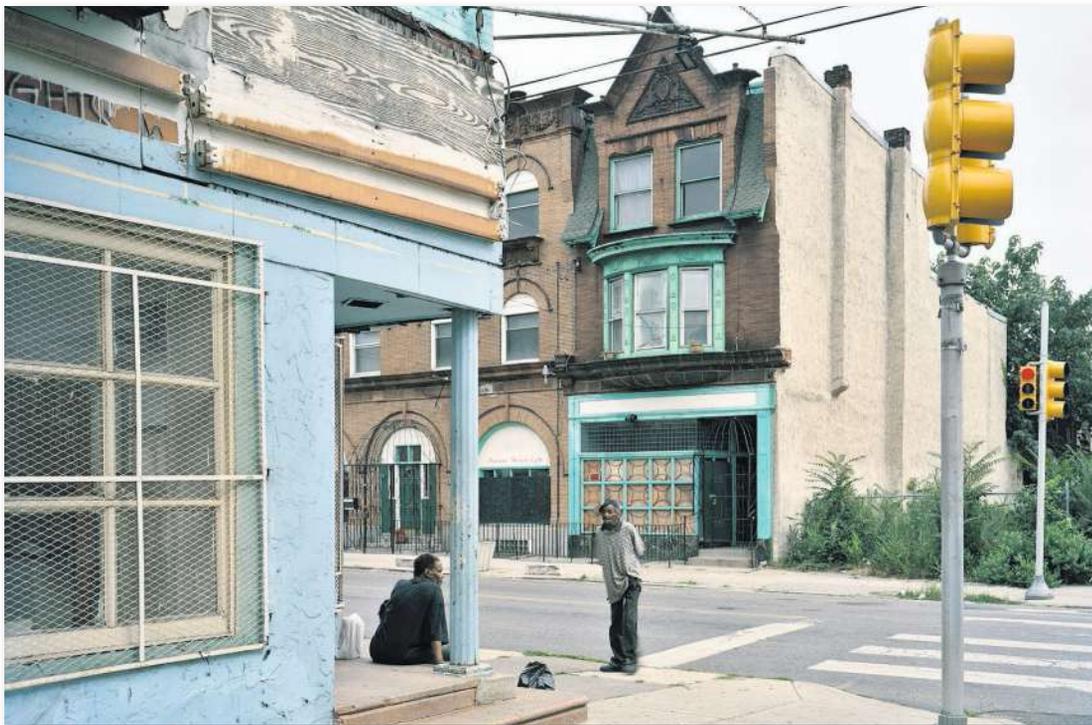
durch das Absterben der Austerbänke mobilisierten Naturschützer.

Der legendäre Stadtplaner Robert Moses (1888-1981) betrachtete etwa die weitgehend intakten Gewässer im Westen von Staten Island noch um 1960 als «völlig wertlos» und liess dort eine gigantische Müllhalde einrichten. Grossbürgerliche Naturschützer zielten dagegen auf die Austreibung menschlicher Störenfriede aus Grünzonen, die ihren ursprünglichen Charakter gleichwohl längst verloren hatten.

In seinen letzten Kapiteln kommt Steinberg in der Gegenwart und damit bei Hurrikan «Sandy» an, der die New Yorker auf die natürlichen Grenzen urbanen Wachstums gestossen hat. Auch hier meidet der Autor Klischees und bietet mit einer Kritik des «neuen Urbanismus» Stoff zum Nachdenken. Die Anhänger konzentrierten Bauens in urbanen Räumen haben zwar gute Argumente auf ihrer Seite, etwa den Schutz des Hinterlandes vor Zersiedlung. Aber hat «Sandy» die prekäre Zukunft urbaner Dichte auf ehemaligen Sümpfen aufgezeigt, so gab «The Big Apple» bereits zuvor kein gutes Modell für moderne Urbanität ab: Von imposanten Aquädukten aus den Catskills-Bergen üppig versorgt, liegt der New Yorker Wasserverbrauch seit Generationen mehrfach über dem europäischer Grossstädte. Gleichzeitig ist die Kanalisation der Metropole so überaltert, dass bereits ein Platzregen ungeklärtes Abwasser in die Hudsonmündung schwappt und den dort neuerdings wieder angesiedelten Auster das Leben noch schwerer macht.

Von **Andreas Mink** ●

Fotografie Das andere Philadelphia



Der Fotograf Daniel Traub wuchs in den 1970er und 1980er Jahren in Philadelphia auf. Er empfand die Stadt als geteilt: Da war zum einen das vor allem von Weissen der Oberschicht bewohnte Zentrum, und da war zum andern der ärmliche, heruntergekommene Nordteil, in dem hauptsächlich Afroamerikaner lebten. Viele Häuser standen dort leer. Lily Yeh, die chinesischstämmige Mutter des Fotografen, richtete dort Skulpturengärten und Gemeinschaftszentren ein. Daniel Traub reiste nach seiner Ausbildung in Chicago viel. Von 1998 an verbrachte er ein Jahrzehnt im Ausland, namentlich

in China, wo er Wanderarbeiter fotografierte. 2008 kehrte er in seine Heimatstadt zurück. Er fand sie sehr verändert vor und begann, sie in eindringlichen Farbbildern festzuhalten. Seine Fotos zeigen gestrandete Menschen, umfunktionierte oder verlassene Gebäude, Take-out-Restaurants und Kirchen verschiedener Glaubensrichtungen. Sie überzeugen durch Exaktheit und viel Sinn fürs sprechende Detail.
Manfred Papst
Daniel Traub: North Philadelphia. Kehrer, Heidelberg/Berlin 2014. 120 Seiten, Fr. 42.90.

Bestseller August 2014

Belletristik

- 1 Lori Nelson Spielman: Morgen kommt ein neuer Himmel.** Fischer Krüger. 368 Seiten, Fr. 22.90.
- 2 Jean-Luc Bannalec: Bretonisches Gold.** Kiepenheuer & Witsch. 352 Seiten, Fr. 22.90.
- 3 Diana Gabaldon: Ein Schatten von Verrat und Liebe.** Blanvalet. 992 Seiten, Fr. 36.90.
- 4 Donna Leon: Das goldene Ei.** Diogenes. 368 Seiten, Fr. 27.90.
- 5 Michael Robotham: Erlöse mich.** Goldmann. 448 Seiten, Fr. 22.90.
- 6 Jonas Jonasson: Der Hundertjährige.** BTB. 432 Seiten, Fr. 15.90.
- 7 Viveca Sten: Beim ersten Schärenlicht.** Kiepenheuer & Witsch. 400 Seiten, Fr. 22.90.
- 8 Martin Suter: Allmen und die verschwundene Maria.** Diogenes. 224 Seiten, Fr. 23.90.
- 9 Martin Walker: Reiner Wein.** Diogenes. 432 Seiten, Fr. 33.90.
- 10 Claude Cueni: Script Avenue.** Wörterseh. 640 Seiten, Fr. 39.90.

Sachbuch

- 1 Giulia Enders: Darm mit Charme.** Ullstein. 288 Seiten, Fr. 27.90.
- 2 Wilhelm Schmid: Gelassenheit.** Insel. 118 Seiten, Fr. 12.90.
- 3 Fritz Hegi: Mit WanderFritz durch die Schweiz.** Weltbild. 143 Seiten, Fr. 29.90.
- 4 Ronald Gohl, Yannik Kobelt, Lukas Fischer: 1001 Ausflugsziele.** Weltbild. 501 Seiten, Fr. 37.90.
- 5 Philipp Abt, Beat Straubhaar: Hanspeter Latour.** Weber Gwatt. 240 Seiten, Fr. 39.90.
- 6 Wolfgang Koydl: Die Besserköner.** Orell Füssli. 224 Seiten, Fr. 19.90.
- 7 Das grosse Schweizer Buch der WM 2014.** Rotweiss. 224 Seiten, Fr. 39.90.
- 8 Peter Sloterdijk: Die schrecklichen Kinder der Neuzeit.** Suhrkamp. 489 Seiten, Fr. 37.90.
- 9 Duden. Die deutsche Rechtschreibung. 26. Aufl.** Bibliogr. Institut. 1216 Seiten, Fr. 39.90.
- 10 Mathias Weik, Marc Friedrich: Der Crash ist die Lösung.** Eichborn. 381 Seiten, Fr. 29.90.

Agenda September 14

Basel

Sonntag, 7. September, 17 Uhr
 Gabriele Markus: In meinen Träumen aus Feuer und Schnee. Lesung und Gespräch, Fr 20.-. Philosophicum, St. Johannis-Vorstadt 19-21. Tickets: Tel. 061 500 09 30.

Dienstag, 23. September, 19 Uhr
 Silvia Avallone: Marina Belleza. Lesung, Fr. 17.-. Literaturhaus, Barfüssergasse 3. Tel. 061 261 29 50.



Mittwoch, 24. September, 20 Uhr
 Maurice Maggi: Essbare Stadt - Wildwuchs auf dem Teller. Buchpräsentation, Fr. 15.-. Thalia, Freie Strasse 36, Tickets: Falknerstr. 11. Tel. 061 264 26 55.

Bern

Dienstag, 2. September, ab 19 Uhr
 Urs Mannhart: Bergsteigen im Flachland. Lesung, Fr. 10.-. Buchhandlung Zytglogge, Hotelgasse 1. Tickets: Tel. 031 211 30 80.

Donnerstag, 11. September, 19 Uhr
 Beat Losenegger u.a.: Bern einfach wandervoll - Jeder Schritt ein Hit. Buchvernissage mit Musik. Haupt, Falkenplatz 1. Tickets: Tel. 031 309 09 09.

Mittwoch, 17. September, 20 Uhr
 Nicole Bachmann, Esther Pauchard, Paul Lascaux - Berner Krimi-Nacht, Fr. 20.-. Thalia, Spitalgasse 47/51. Tickets: Tel. 031 320 20 40.

Zürich

Mittwoch, 10. September, 19.30 Uhr
 Peter Rosei: Die Globalisten. Lesung, Fr. 10.-. Buchhandlung im Volkshaus, Stauffacherstr. 60, Tel. 044 241 42 32.

Freitag, 12. September, 19.30 Uhr
 Jhumpa Lahiri: Tiefland. Lesung, Fr. 25.-. Kaufleuten, Pelikanplatz. Tickets: Tel. 044 225 33 77.

Samstag, 20. September, 20 Uhr
 Bernhard Schlink: Die Frau auf der Treppe. Lesung, Fr. 30.-. Schauspielhaus Pfauen, Rämistrasse 34. Tel. 044 258 77 77.



Dienstag, 23. September, 19.30 Uhr
 Charles Lewinsky: Kastelau. Buchpremiere, Fr. 18.- inkl. Apéro. Literaturhaus, Limmatquai 62. Info: Tel. 044 254 50 00.

Donnerstag, 25. September, 19.30 Uhr
 Hanna Johansen: Der Herbst, in dem ich Klavier spielen lernte. Buchpremiere, Fr. 18.- inkl. Apéro. Literaturhaus (s. oben).

Bücher am Sonntag Nr. 8 erscheint am 28.9.2014

Weitere Exemplare der Literaturbeilage «Bücher am Sonntag» können bestellt werden per Fax 044 258 13 60 oder E-Mail sonderbeilagen@nzz.ch. Oder sind – solange Vorrat – beim Kundendienst der NZZ, Falkenstrasse 11, 8001 Zürich, erhältlich.

Damit Ihre Neugierde gestillt
wird: Wir unterstützen
gute Literatur.

kaufleuten
Literatur

Literaturhaus
Museums-gesellschaft

Zürich
liest'14
23.-26.10.2014

Mehr unter www.zkb.ch/sponsoring

Mit einer Karte der Zürcher Kantonalbank
erhalten Sie eine Reduktion von 10.– CHF
für alle «Kaufleuten Literatur»-Veranstaltungen.

Die nahe Bank



Zürcher
Kantonalbank